Allgemeine
Historische Taschenbibliothek
für
Jedermann.

Eilfter Theil.

Geschichte des Freistaats von St. Domingo,
(Hayti.)

Drittes Bändchen.

Dresden
P. G. Hilschersche Buchhandlung.
1827.

Geschichte

des

Freistaats von St. Domingo, (Hayti)

von

D. Ferdinand Philippi,

Großherzoglich Sächsischem Hofrath.

Drittes Bändchen.

— Perit omnis in illo
Nobilitas, cujus laus est in origine sola.
Lucan.

Dresden
P. G. Hilschersche Buchhandlung.
1827.

Sechste Periode.

Der Feldzug des Generalkapitän Leclerc gegen die Unabhängigkeit St. Domingo's.

Nach dem Abschlusse des Friedens zwischen Frankreich und England durch den Vertrag vom ersten Oktober (1801) schien die Besitznahme der Insel St. Domingo dem ersten Consul nothwendig, sowohl für seinen Ruhm, als für die Wohlfahrt der Republik; er hielt sie nach den vorübergegangenen Stürmen der Freiheit besonders für ein wohlgeeignetes Mittel, die beobachtende Eifersucht und geheimen Umtriebe der Unzufriedenen von sich abzulenken, die ihm seine Erhebung nicht verzeihen konnten, und die er daher, um den beschlossenen Schritt zur höchsten monarchischen Gewalt sicher und schnell zu thun, auf alle Weise zu entfernen suchte. Das Ansehen Toussaint's, eines ehemaligen Sklaven, war eine drückende Last für seinen Ehrgeiz; er fühlte sich beleidigt, daß man es wagte, zwischen ihm, dem Oberhaupte Frankreichs und dem Herrscher von St. Domingo, irgend eine Vergleichung zu ziehen.

Da er viel und tief nachgedacht hatte über die Kraft und Schwäche der Staatskunst, da er ferner

den Charakter des Volkes, zu dessen Herrn er sich aufwerfen wollte, von Grund aus mit machiavellistischen Spaherblicken durchschaute; so begriff er vollkommen, daß jeder Anstrich von Größe dem Geschmack desselben schmeichele, seine unruhige Einbildungskraft beschäftige, und daß nichts diensamer sei, um ihm die Augen über vergangenes und gegenwärtiges Unglück zu verschließen, als der Glanz großer Hoffnungen, selbst in der Gestalt von Trugbildern. Die Zuversicht, mit welcher er an seinen Stern glaubte, seine in den Lagern verlebte Jugend, sein unsterblicher Waffenruhm, die zweimalige Eroberung Italiens, der Zug nach Egypten, welcher die Wissenschaften durch die reichste Ausbeute verherrlicht hatte, verbürgten ihm in der herrschenden Meinung das Gelingen jeder Unternehmung, so unmöglich sie auch schien.

Napoleon wankte jedoch, ob er St. Domingo in den Händen Toussaint's lassen sollte, wodurch er ein Heer von dreißigtausend Schwarzen erhielt, mit denen er Amerika zügeln und die Blüthe des Handels auffrischen konnte, abgesehen von den Verlusten, welchen die alten Eigenthümer in diesem Falle würden erlitten haben; oder ob er das Land durch Gewalt der Waffen erobern sollte, so daß er sich nach den Umständen für die bürgerliche Freiheit oder Sklaverei der Schwarzen entscheiden konnte. Die meisten Colonisten, die sehnsüchtig ihren ehemaligen Ueberfluß zurückwünschten und ihre Ländereien mit ihren Sklaven nur auf dem Wege der Eroberung wieder zu erlangen hofften, umlagerten das Cabinet der Tuilerien, indem sie

dem Ruhme und Stolze des ersten Consuls schmeichelten, um die Colonie der Gewalt Toussaint's zu entreißen; ein schnell gerüstetes und furchtbares Landungsheer dünkte ihnen für diese Absicht hinlänglich.

Mit diesen lauten und leichtsinnigen Sprechern vereinigten sich zur Unterdrückung der Neger alle diejenigen, die in der geschärften Abhängigkeit der Colonie Vortheile für das allgemeine Handelsinteresse Frankreichs erblickten, oder für ihren unbeschäftigten Thatendrang und ihre hochfliegenden Entwürfe einen angemessenen Schauplatz suchten, oder in dem Rausche der Nationaleitelkeit jedes Abenteuer ergriffen und begünstigten, das die Ueberspannung der Gemüther vermehrte und erhöhte. Selbst die Frauen stimmten in diesen kriegerischen Ton ein; an ihrer Spitze stand Pauline, die Lieblingsschwester Napoleon's.

Unter diesen Verhältnissen kam Vincent mit der schon früher erwähnten Constitution für St. Domingo in Frankreich an; sie stellte die Freiheit der Schwarzen sicher und erhob Toussaint auf Lebenszeit zum Statthalter. Vergeblich nahm sie die Bestätigung des Mutterlandes in Anspruch; der Zorn des ersten Consuls brach über Toussaint in den Worten aus: „Er ist ein aufrührerischer Sklave, der bestraft werden muß; Frankreichs Ehre ist beschimpft." Von diesem Augenblick an hörte Napoleon auf keinen Rath mehr; die Unternehmung war entschieden und zwar so fest, daß er Toussaint gegen mehrere abgeordnete Glieder des Senats ei-

nen Räuberhauptmann schalt, den seine Plänkler gar bald nach Gebühr abstrafen würden.

Der Marineminister Forfait, ein rechtschaffener aber schwacher Mann, stellte ihm die unvermeidlichen Unfälle des beabsichtigten Angriffes vor; der Consul, der die Schwere seiner Gründe nicht länger tragen mochte, antwortete bloß: „Ich muß 60,000 Mann von mir entfernen." Der Minister fürchtete, ihn durch seine Gegenvorstellungen beleidigt zu haben, und trachtete durch den eiligsten Diensteifer die Gefahr der Rache von sich abzuwenden. Der erste Consul wählte mit grausamer Geschicklichkeit besonders diejenigen zu Werkzeugen der kriegerischen Besitznahme, die in der stolzen Einbildung lebten, seinen Ruhm zu theilen und die standhafter als er die Freiheit liebten, für welche sie ihr Blut vergossen hatten. Diese Wahl, verderblich für sie selbst, wie für die Republik, schien jedoch eine Wohlthat, die ihnen eine neue Laufbahn des Ruhms öffnete; aber während sie öffentlich eine scheinbare Freude darüber erkünstelten, brachen sie still gegen ihre Freunde und Familien in die bittersten Klagen aus.

Der erste Consul ernannte Leclerc, den Gemahl seiner Schwester Pauline zum Oberanführer. Er war froh, daß er sich unter einem bequemen Vorwande von ihm trennen konnte, weil ihm die verwandtschaftliche Berührung mit diesem Manne, der von dunkler Abkunft war, seiner gegenwärtigen und künftigen Größe unwürdig dünkte. Pauline Bonaparte glänzte in einer so seltenen Schönheit, daß der berühmte Bildhauer Kanova ihre Züge

für die Statue einer Venus victrix borgte; mag es sein, daß der Künstler dabei nicht minder der Schmeichelei als der Schönheit huldigte, so rechtfertigte sie doch diese öffentliche Auszeichnung durch die Feinheit und Anmuth ihres Geistes. Ihr Blick erregte in den kältesten Herzen Wünsche, sie ließ alle Kunstgriffe des Vergnügens um sich spielen, Luxus der Meubles, Auswahl der Personen für ihren Dienst, Glanz des Schmuckes. Maler, Lustigmacher und Musiker folgten ihr. Sie begleitete ihren Gemahl bei dem bevorstehenden Feldzuge; sie betrachtete denselben in ihrer leichtsinnigen Verblendung für eine Art von kriegerischer Lustbarkeit; auch ihr jüngster Bruder Hieronymus Bonaparte schiffte sich mit ein; vielleicht in dem Wahne, ohne Beschwerde und Kampf als Jason mit dem goldnen Vließe zurückzukehren.

Leclerc war eine kleine Figur, hatte aber einen lebhaften Geist und angenehme Manieren; es fand sich in seiner Physiognomie einige Aehnlichkeit mit dem ersten Consul. Wiewohl er bei den Feldzügen in den Alpen und am Rhein Muth und Beharrlichkeit gezeigt hatte, so war er doch nur ein blindes Werkzeug Bonaparte's, dem er im Frieden und im Kriege nachahmte mit geringer Umsicht und ohne Erfindungsgeist. Er wußte nicht im Herzen seiner Feinde zu lesen; wollte nur immer, wie sein Vorbild, in allen Dingen außerordentlich erscheinen; da ihm aber dessen Glück und Geschicklichkeit fehlte, so stellte er nur das klägliche Beispiel eines gewöhnlichen Menschen dar, welcher das Genie nachäfft.

Die Kriegsrüstungen wurden in verschiedenen Häfen des Oceans und des mittelländischen Meeres mit großen Kosten betrieben. Das eroberte Holland und das mit Frankreich verbundene Spanien lieferten Schiffe. Die Flotte bestand aus 21 Fregatten und 36 Kriegsschiffen, wovon eines 120 Kanonen führte. Villaret-Joyeuse, ein Mann von altem Adel, der schon vor der Revolution gedient hatte, befehligte als Admiral die Flotte; unter ihm standen der Contreadmiral Latouche und der Kapitän Magon. Leclerc war Oberanführer der Truppen unter dem Titel eines Generalkapitäns. Der General Rochambeau, der Ländereien auf der Insel besaß, sollte jenem in schwierigen Fällen als Rathgeber dienen. Die gesammte französische Landmacht bestand aus drei Divisionen: die erste befehligte Rochambeau, die zweite Boudet, die dritte Hardy. Die Zahl der Truppen wird verschieden angegeben, nach Métral betrug sie mehr als 30,000, nach Raban 25,000, nach Placide-Justin 12,000, nach Rainsford, einem Engländer, 30,000 Mann. Da die französische Eitelkeit, zumal nach verunglückten Unternehmungen, nebst dem Parteigeist, bei dergleichen Bestimmungen gern laut wird, so ist es schwer, über die wirkliche Stärke des eingeschifften Heeres volle Gewißheit zu erlangen. Ein Theil der Flotte ging im December 1801 unter Segel, aus den Häfen von Brest, Rochefort und Lorient. Diesem sollten die übrigen Schiffe aus verschiedenen anderen Häfen nach und nach folgen.

Diese Flotte führte eines der tapfersten Heere. Die Alpen, Italien, der Rhein und der Nil hall-

ten von seinen Heldenthaten wieder. Während der Ueberfahrt hatte es mit dem Meere zu kämpfen. Einige beschädigte Schiffe waren außer Stand, der Flotte zu folgen: ein böses Vorzeichen, das jedoch vor glorreichen Erinnerungen machtlos verschwand. Die Muße der Seereise kürzten die Erzählungen der großen bisher ausgeführten Thaten. Man glaubte, es gelte einen Kampf mit furchtsamen Sklaven, die weder den starken und geduldigen Deutschen, noch den behenden und nervigen Mammelucken glichen.

Der allgemeine Sammelplatz der Schiffe war das Cap Samana, der unglücklichste Landungspunkt, den man wählen konnte. Die Vereinigung kam hier in den letzten Tagen des Januars 1802 zu Stande, in der Bai, welche diese Halbinsel bildet. Es befanden sich unter den eingeschifften Truppen Farbige, die sich in den blutigen Kämpfen auf St. Domingo ruhmvoll ausgezeichnet hatten, z. B. Pétion, der in seiner Physiognomie die Milde und den Stolz einer freien Seele trug. Er war vom Schicksal ausersehen, eine Republik zu gründen und zu regieren. Neben ihm zeigte sich Boyer, sein berühmter Nachfolger, der einst durch einen Freundschaftsvertrag mit dem Könige von Frankreich die Unabhängigkeit seines Vaterlandes für immer befestigen sollte. Alle diese Anführer waren aufgefordert worden, die Unternehmung mit ihrem Rathe, ihrem Muthe und ihrem Beispiele zu unterstützen.

Leclerc hielt sich im Besitze so vieler Schiffe und so tapferer Anführer für unüberwindlich. Sein

Stolz wuchs durch das Gerücht, daß Toussaint in der verzweiflungsvollen Ueberzeugung von seiner Ohnmacht, Feste angeordnet habe, um ihn zu empfangen, während derselbe nach der Weise der Scythen Brandfackeln bereiten ließ. Einen Theil seines Heeres hatte derselbe entlassen, denn wiewohl er den Absichten Bonaparte's nicht trauete, so mochte er dennoch einen Bruch mit Frankreich nicht so nahe geglaubt haben.

Toussaint's gesammte Macht bestand höchstens in 16,000 Mann, fünftausend waren im Norden, viertausend im Westen, eben so viel im Süden, und dreitausend in dem ehemaligen spanischen Antheile. Diese zerstreuten Truppen wurden von Anführern befehligt, die ganz zum Gebirgskrieg geschaffen waren; alle beseelte die Liebe der Freiheit, die sie um so heftiger liebten, je theurer sie dieselbe durch ihr Blut erkauft hatten. Die Eingebornen hatten außerdem einen großen Vortheil über die Franzosen durch ihre Ortskenntniß und ihre Gewöhnung an das Klima, das jeder fremden Tapferkeit so gefährlich ist. Auch fand dieses Heer überall bewaffnete Hilfe. Soldaten, Weiber, Kinder, Bürger, alle hatten in den Lagern den Bürgerkrieg durchlebt. Da sie noch voll waren von der Erinnerung ihrer Sklaverei, so mußte man eher gefaßt darauf sein, sie auszurotten als zu besiegen, wenn es nicht gelang, den Samen der Zwietracht unter sie auszustreuen.

Die ganze Flotte setzte sich in Bewegung. Der General Kerverseau wurde abgeschickt, um von St. Domingo, der Hauptstadt der ehemaligen spani-

schen Provinz, Besitz zu nehmen; Leclerc wandte seine Schiffe und sein Heer gegen drei Hauptpunkte: gegen Fort-Dauphin unter Rochambeau, gegen das Cap unter Hardy und gegen Port-au-Prince unter Boudet. Die Unternehmung gegen das Cap leitete Leclerc persönlich.

Die ersten Schiffe waren noch nicht an der Küste erschienen, als Toussaint mit verhäugtem Zügel gegen das Cap Samana herangesprengt kam, um den Feind zu recognosciren; anfänglich hielt er die Bewegungen, welche derselbe traf, um sich zu sammeln, für ein Zeichen der Stockung. Nachdem die Vereinigung zu Stande gekommen war, verlor Toussaint, der nie eine so große Flotte gesehen hatte, einen Augenblick die Fassung. „Es gilt unsern Untergang, sagte er zu seinen Officieren; ganz Frankreich wirft sich auf St. Domingo, es kommt, um sich zu rächen und die Schwarzen zu unterjochen; es gilt unsern Untergang."

Der Krieg begann, ohne daß man mit Toussaint in Unterhandlungen trat, sei es, daß der Consul es so wollte, um St. Domingo zu schrecken, oder daß Leclerc den unmittelbaren Angriff für das zweckmäßigste Mittel hielt, Gehorsam zu erzwingen.

Rochambeau griff Fort-Dauphin zu Wasser und zu Lande an, alles wich der französischen Tapferkeit; auf ihrer Flucht zündeten jedoch die Schwarzen die Stadt an. Beim Lichte lodernder Flammen ließ Rochambeau die Gefangenen würgen; er behandelte sie als bloße Empörer. Die Bai von Mancenille wurde zum Schauplatze des

Blutvergießens; viele unschuldige und wehrlose Schwarze fanden hier ihren Tod; sie hatten einander die Losung zugerufen: Keine Weißen, keine Sklaverei! Dieser Ausbruch des natürlichsten Gefühls war in den Augen Rochambeaus das strafwürdigste Verbrechen. Dieser General hat sich später nur zu oft einer grausamen Politik bedient.

Leclerc erschien mit seinen Schiffen vor der Stadt des Cap, in welcher Christophe den Befehl führte. Der letztere war von hoher Gestalt und majestätischer Haltung, sein Auge blitzte von Feuer; er hatte eine starke Seele, ausgezeichnet durch bürgerliche, militärische und häusliche Tugenden. Seine Klugheit überließ dem Glück nur wenig; er war mäßig, thätig und standhaft. Er sprach ohne vorhergegangenen Schulunterricht mit Anmuth und Leichtigkeit, und empfand einen besondern Genuß darin, seine Gäste durch die Erzählung von Abenteuern und Heldenthaten zu unterhalten. Er war dabei nicht frei von Contrasten, welche die wilde Heftigkeit seines Charakters bezeichneten. Einen Theil seiner Vorzüge hat er später auf dem Throne eingebüßt. Er ließ Leclerc sagen, daß Toussaint im Innern der Insel sei, daß er den französischen Truppen das Landen verweigern müsse; daß es dem Unternehmen an der hinlänglichen Beglaubigung von Seiten des Mutterlandes fehle; er schloß mit den Worten: wenn der angebliche Generalkapitain Leclerc darauf beharre, in die Stadt einzudringen, so würde die Erde eher verbrennen, als die Eskadre in der Rhede erscheinen.

Leclerc, der einem ehemaligen Sklaven nicht

so viel Kraft zugetraut hatte, antwortete mit Nachdruck und Würde: „Ich vernehme mit Unwillen, Bürgergeneral — so beschied er Christophe — daß Sie sich weigern, die von mir befehligte französische Eskadre und Landmacht aufzunehmen, und zwar unter dem Vorwande, daß Sie dazu nicht von dem Gouverneur Toussaint ermächtigt seien. . . . Ich melde Ihnen hiermit, daß, wenn Sie mir nicht heute die Feste von Piccolet und alle Batterien der Küste übergeben, so werden morgen mit Tagesanbruch 15,000 Mann an's Land gesetzt sein."

Diese Drohung erschreckte Christophe keineswegs; umsonst lagen ihm die Civilbehörden des Cap an, die Franzosen einzulassen; weit entfernt von jedem friedlichen Vergleich, ließ er nach dem Beispiele Toussaint's die Truppen den Eid der Treue leisten, und nachdem er allen nicht waffenfähigen Einwohnern befohlen hatte, zu entweichen, wurden unter die Soldaten Brandgeräthe ausgetheilt, um die Stadt in einen Aschenhaufen zu verwandeln, für den Fall, daß man sich in ihr nicht behaupten könne.

Telemaque, der Maire der Stadt, sah ihr Mißgeschick vorher und forderte sämmtliche Einwohner auf, sich mit Wasser zu versehen.

Die Franzosen glaubten durch eine Landung in der Bai von Acul dem Anlegen des Brandes zuvorzukommen. Leclerc wollte den Feind von der Landseite überrumpeln, aber die Bewegung der Schiffe und der Donner der Kanonen verbreiteten ringsumher Lärm und Verwirrung, und einzelne umliegende Wohnungen, die in Flammen aufgin-

gen, verkündigten, daß die ganze Stadt bald in einem Feuermeere auflodern würde. Als die Gefahr immer höher stieg, befahl Christophe seinen Soldaten, die Brandfackeln zu schwingen, indem er Gott, als Beschützer der Freiheit, zum Zeugen anrief; zugleich ließ er zum Beispiel der Nachahmung sein eigenes reich geschmücktes Haus zuerst anzünden. Die verzehrende Gluth griff schnell um sich, krachend stürzten die Dächer zusammen; aber fest hielten die Herzen zusammen und mitten aus den Trümmern leuchtete die Hoffnung einer bessern Zukunft. Nirgends vernahm man Geschrei, Klagen, Seufzen, wie es bei außerordentlichen Unfällen gewöhnlich geschieht; nur die Kinder verriethen die allgemeine Noth durch den Ruf des Schmerzes.

Leclerc kam über die Ebenen von Acul und Limbé herbei; er wurde bloß bei dem Fluß Sallée in seinem Vordringen aufgehalten, da der Feind die Brücke über denselben abgebrochen hatte; die Franzosen bezeichneten ihren Weg durch die Ermordung mehrerer Gefangenen. Beim Eintritt in die Stadt fanden sie rauchende Trümmer statt aller der Hilfe und Stärkung, die ihnen nach den Beschwerden einer langen Seefahrt so nothwendig war. Die schönsten Gebäude, wie das Arsenal, der Regierungspalast, die große Kirche lagen in Asche; die Explosion des Pulvermagazins krönte das Werk der muthigen Zerstörung. Alle Versuche, den ungeheuren Brand zu löschen, waren fruchtlos.

Christophe bewies unter diesen Umständen einen seltenen Edelmuth; es war zu fürchten, die zweitausend Weißen möchten mit ihren Weibern und

Kindern der Wuth der Schwarzen als Opfer fallen; sie wurden ganz im Gegentheil, ohne daß man sie als Geißeln behandelte, in einen sichern Zufluchtsort abgeführt, wo man für ihr Leben und ihre Personen Sorge trug. Christophe vereinigte sich hierauf mit Toussaint, der zu seinem Beistande herbeieilte; noch einmal ließen beide die Flamme wüthen, um ihren Rückzug zu decken. So behielten sie zur Vertheidigung ihrer Freiheit nichts übrig, als Muth und Stolz, Wüsten und Berge, während der Feind seinerseits allen Angriffen des mörderischen Klima preisgegeben war.

Während diese Begebenheiten auf dem Cap vorfielen, forderte die Division Boudet die Stadt Port-au-Prince zur Uebergabe auf. Der General Agé, der in derselben den Befehl führte, gab ungefähr dieselbe Antwort, wie Christophe: er behauptete, daß er in Abwesenheit des Divisionsgenerals Dessalines die Landung der Truppen nicht erlauben könne. Die Seele des Widerstandes war jedoch nicht Agé, der vielleicht der Gewalt der Umstände und der Stimme der Verführung nachgegeben hätte, sondern der Hauptmann Lamatinière, der durch seine glänzenden Eigenschaften an die schönsten Zeiten des Heroismus erinnert. Nichts glich seiner Festigkeit, seinem Muth, seiner Geduld; mit einer Handvoll Soldaten spottete er der Anstrengungen einer ganzen Armee. „Wenn die Franzosen früher landeten — das war die Erklärung der Schwarzen — ehe wir von dem Entschluß Toussaint's benachrichtigt sein können, so werden drei, nach einander abgefeuerte

Kanonenschüsse, die von Berge zu Berge hallen, das Zeichen zum Anzünden unserer Häuser und zur Ermordung aller derer geben, die aus uns Sklaven machen wollen."

Nicht ohne Unruhe und Furcht landete der General Boudet, der sich in den Antillen ausgezeichnet hatte, in der Nähe von Port-au-Prince. Die Ankunft der Franzosen setzte alles ringsumher in eine verheerende Feuersbrunst. Die Verwirrung in der Stadt selbst war grenzenlos. Die Schwarzen fürchteten den wiederkehrenden Verlust ihrer so theuer und schwer errungenen Freiheit, sie stürzten deßhalb racheschnaubend auf die Weißen, die sich zufällig in den Straßen befanden und spürten ihnen bis in die verborgensten Schlupfwinkel nach; sie drohten ihnen durch Geberden, Blicke und Worte eine langsame und blutige Wiedervergeltung an.

Viele Kinder, Weiber, Greise suchten in einer Kirche Schutz gegen die grausame Verfolgung ihrer ehemaligen Sklaven; diese, ohne Scheu für die Heiligkeit des Orts, standen eben im Begriff, die erhaschte Beute als Opfer ihrer Freiheit an den Füßen der Altäre zu erwürgen.

Da legte sich ein ehrwürdiger Priester noch zur rechten Zeit ins Mittel, er nahm die Unglücklichen unter den Schirm der Religion und schreckte durch diesen feierlichen Akt die Gewissen der Rasenden, die sich aus der Kirche zurückzogen, um anderswo ihren Rachedurst zu sättigen.

Die Flammen leuchteten dem langsamen und verworrenen Anmarsch der Franzosen, die an solche

Feinde nicht gewöhnt waren. Boudet, ihr Befehlshaber, wendete sich mit folgenden Worten an sie: Kameraden, ihr dürft hier nur Mitbürger finden; diese Erde ist euch nicht fremd, sie gehört zum Boden eures Vaterlandes. Bedient euch eurer Waffen nicht, zeiget auf eure Brust; fließt dessenungeachtet euer Blut, so werden diejenigen, die hinter uns folgen, ein Recht haben, uns zu rächen." Das Fort Bizoton, welches den Feind hätte lange aufhalten können, übergab Bardet; seine Truppen gingen zu den Franzosen über.

Agé war geneigt, die Stadt zu übergeben; Lamartinière betrieb dagegen die Vertheidigung des Platzes mit der hartnäckigsten Entschlossenheit. Einen Artilleriehauptmann, der die Schlüssel des Zeughauses nicht überliefern wollte, zerschmetterte er mit einem Flintenschuß den Kopf. Diese That der Festigkeit verbannte jede Unentschiedenheit und stellte den Muth neuerdings her; ungefähr 4000 Mann bewegten sich gegen das Thor von Léogane. Hier vertheidigte eine Redoute mit sechs Feuerschlünden die Stadt. Der Tod eilte in den Reihen der Franzosen umher, die sich langsam näherten und nicht wußten, welchen Gebrauch sie von ihren Waffen machen sollten. Plötzlich erwachten sie zu ihrer natürlichen Tapferkeit, die im Anblick der von ihr gestifteten Uebel etwas nachgelassen hatte; sie vergaßen die Gefahr, stürmten die Redoute, bedeckten die Artillerie mit ihren Leibern, warfen sich in die Stadt und retteten selbe von dem Feuer, welches ihr der Feind im äußersten Falle

Bibliothek der Phil.-theol. Hochschule Passau

zugedacht hatte und wozu er jetzt bei seiner reißenden Flucht keine Zeit finden konnte.

Lamartinière ertrug seine Niederlage leichter, als die Vorstellung, daß Port-au-Prince kein Aschenhaufen geworden war; er eilte, sich bei Croix-des-Bouquets zn verschanzen; die Gegend war zwei Meilen von der Stadt entfernt, umgeben mit tiefen Graben im härtesten Tufstein. Hier wartete er auf Dessalines, der für die Vertheidigung der Stadt zu spät angekommen war. Dieser Anführer hatte den Westen unter seinem Befehl; in ihm lebte ein kühner, unruhiger und wilder Geist: aus Rache oder aus Ehrgeiz tauchte er seine Hände bald in das Blut der Schwarzen, bald der Weißen. Schlaflosigkeit, Hunger, Durst, Strapazen waren ihm ganz natürliche Dinge. Seine Miene war abschreckend, sein Gang schräg, sein Blick blutgierig; sein Gesicht, mit Einschnitten durchfurcht, bezeichnete Afrika als sein Vaterland; unter dieses furchtbare Aeußere versteckte er eine undurchdringliche Verstellungskunst. Seine barbarische Beredtsamkeit bestand mehr in einigen ausdrucksvollen Zeichen, als in vernehmlichen Worten. Als er hörte, daß Port-au-Prince seinen Brandfackeln entgangen war, erblaßte er, fluchte und knirschte vor Zorn.

Boudet, der seinen Sieg als geschickter General verfolgen wollte, drang schnell auf Croix-des-Bouquets vor, wo ihm jene beiden furchtbaren Anführer gegenüber stehen. Dessalines, ein afrikanischer Scythe, flieht und täuscht die Nachsetzenden durch kühne Eilmärsche, so daß Léogane in Flam-

men steht, ehe noch die Franzosen daselbst ankommen können.

Einige Stellen aus einem Briefe Toussaint's, den dieser kürzlich nach diesen Ereignissen geschrieben hatte, werfen Licht auf die Triebfedern, die dabei im Spiele waren.

„Die Franzosen und die Weißen der Colonie — so schrieb er an den General Domagé — wollen uns unsere Freiheit rauben. Mehrere Kriegsschiffe haben sich an unsern Küsten vor Anker gelegt und zahlreiche Truppen sind so eben Herren des Cap, von Port-au-Prince und des Fort Liberté geworden. Das Cap hat sich nach einem tapfern Widerstande ergeben müssen, aber der Feind hat auch nicht viel mehr als Asche vorgefunden. Die Forts sind gesprengt worden, alles ist verbrannt. Die Stadt Port-au-Prince ist dem Feinde durch Verrätherei des Brigadegenerals Agé überliefert worden. Das Fort Bizoton ist ohne Flintenschuß gefallen durch die Treulosigkeit des Bataillonschef Boudet. . . . Mißtrauet den Weißen, sie werden euch verrathen, wenn sie können. Alle ihre Wünsche, zweifelt nicht daran, gehen auf die Wiederherstellung der Sklaverei. Ich gebe Ihnen unbedingte Vollmacht. Alles, was Sie thun werden, ist gut geheißen. Lassen Sie die Landbebauer in Masse aufstehen, und machen Sie ihnen begreiflich, daß sie kein Zutrauen in hinterlistige Leute setzen müssen, die heimlich von Frankreich Proklamationen empfangen haben."

Während der Norden und Westen ein Schauplatz der Flammen und Metzelei waren, fügten sich

die beiden Provinzen des Ostens und Südens zum Gehorsam. Der General Kerverseau wurde mit seiner Mannschaft von den ruheliebenden Einwohnern der Stadt St. Domingo um so leichter eingelassen, je lauter ihm der Ruf seines klugen und gesetzlichen Betragens voranging. Er war kein großer General, aber ein rechtschaffener Mann, geachtet von den Parteien, voller Mäßigkeit in seinen Grundsätzen, die er mit Sanftmuth und Popularität in Ausübung brachte. Paul Louverture behauptete die Stadt, er wollte sie nicht übergeben, ohne die Meinung seines Bruders eingeholt zu haben, in dessen Händen die Loose der Freiheit lagen. Man schritt jedoch zu Unterhandlungen, die aber bald stockten bei dem Umlaufe des Gerüchts, daß die übrigen Gebiete der Insel unter Feuer ständen.

Kerverseau schloß hierauf mit zwei Fregatten und einer kleinen Truppenzahl St. Domingo zu Wasser und zu Lande ein. Während dieses Zustandes der Dinge fing man einen Courier Toussaint's auf, der dem Bruder desselben den Befehl überbringen sollte, zu ihm zu stoßen, um die beiderseitigen Kräfte zu vereinigen. Kerverseau bediente sich dieses Schreibens wie einer Kriegslist. Paul Louverture bezeugte nicht wenig Erstaunen darüber, daß er den Brief seines Bruders aus Feindes Händen empfing. Da sich in der Stadt eine Partei zu Gunsten der Franzosen regte, so faßte Paul Louverture den unrühmlichen Entschluß, sich in die Arme des Mutterlandes zu werfen, und zwar um so eher, da ihm Clervaux, Befehlshaber über das ganze umliegende Gebiet, durch sein Beispiel vorgegangen war.

Die Provinz des Südens diente vorzüglich den Farbigen zum Aufenthalte, sie stand unter den Befehlen Laplume's. Die Tapferkeit dieses Anführers war seiner Seelengüte gleich. Er brauchte zur Ausführung seiner Entwürfe nicht viel mehr Zeit, als Andere m Berathen derselben. Sein Herz, das keine Treulosigkeit kannte, sträubte sich, an dieselbe überhaupt zu glauben. Sobald als er die angekommene Flotte im Besitz von Fort-Dauphin, dem Cap und Port-au-Prince wußte und zugleich erfahren hatte, daß die Freiheit der Schwarzen, vermöge der Erklärung des Consuls, bestätigt worden war; so hielt er Unterwerfung für die zweckmäßigste Maßregel, und beschränkte seine Blicke streng auf die Gegenwart.

Seine Truppen, fast alle von gemischtem Blute, bewahrten gegen Toussaint, der sie in blutigen Kämpfen überwunden hatte, Gefühle der Rache; da die Feindseligkeit, die aus dem Schimpf der Niederlage hervorgeht, im menschlichen Herzen nie erlischt; so hielten sie die Gelegenheit für günstig, die Herrschaft des ihnen verhaßten Negers abzuschütteln. Laplume, der diese Stimmung der Gemüther kannte, entwarf ein rührendes Bild von den Uebeln des Bürgerkrieges, sprach von dem Mutterlande mit Zärtlichkeit, las zum Belege seiner Empfindung die Proklamation des Consuls vor, und rühmte dessen Macht, Genie und Ruhm nach Wahrheit und Verdienst. Die Truppen, in deren Adern eben sowohl schwarzes als weißes Blut floß, erkannten den obersten Einfluß Frankreichs an. So kamen das ausgedehnte, ehemals

spanische Land und die Provinz des Südens unter die Waffengewalt Frankreichs.

Während dieser Vorfälle bediente man sich gegen Toussaint eines Mittels, von dem man vor dem Anfange der Feindseligkeit Wirkung erwarten konnte, das aber nach dem Eintritt derselben zu einer niedrigen Kriegslist herabsank. Seit acht Jahren hatte Toussaint seine zwei Söhne Placide und Isaac von Coisnon in Paris erziehen lassen. Es war dem Consul gerathen worden, diese Kinder auf der absegelnden Flotte in ihre Heimath zurückzuschicken, damit der Vater, vom Gefühl der Liebe überwältigt, den Anträgen und Wünschen der französischen Regierung bereitwilliger und zuverlässiger entgegenkommen möchte. Diesen Rath hatte der oft erwähnte Obrist Vincent gegeben, durch den die beschlossene Staatsverfassung der Insel nach Frankreich gekommen war. Vincent hatte als Beobachter und Theilnehmer in den Kämpfen des Landes mannigfaltige Verbindungen mit den Häuptern der verschiedenen Parteien unterhalten; er kannte den Charakter derselben aus dem Grunde; diese vollkommene Einsicht verdankte er seinem scharfen fortgesetzten Studium, das neben den Menschen auch die natürlichen Beschaffenheiten der Colonie fest ins Auge faßte. Er wußte aus vielfachen Beobachtungen, wie tödtlich das Klima auf ein kürzlich gelandetes Heer wirkte. Bei den verschiedenen Aufträgen, die ihm auf St. Domingo zu Theil wurden, betrug er sich mit eben so vieler Geschicklichkeit als Rechtschaffenheit; seine Tüchtigkeit ist für alle Parteien ein Gegenstand

der Verehrung geworden. Er sagte die verderblichen Ergebnisse vorher, welche das Heer und die Flotte treffen würden, und diese offene Voranzeige hatte den Consul in eine so üble Laune versetzt, daß er Vincent auf die Insel Elba verbannte.

Ehe die Flotte abfuhr, hatte Bonaparte die beiden Söhne Toussaint's mit ihrem Lehrer Coisnon in seinem Palaste zu sich berufen. Er sprach mit Verstellung von dem Ruhme ihres Vaters, mit aufrichtigerem Ernste setzte er die Wohlthaten auseinander, womit er ihn überhäufen würde, wenn er seine Freundschaft annehmen wollte. Er schenkte ihnen ein reiches militärisches Costüm, schöne Waffen und ernannte den einen zum Lieutenant, den andern zum Hauptmann. Nichts konnte der jugendlichen Eitelkeit lebhafter schmeicheln, als solche Auszeichnung. Coisnon hatte dem Consul die stärksten Versicherungen gegeben, daß er in Gesellschaft der beiden Söhne Toussaint's unfehlbar das Ziel seiner Sendung erreichen werde.

Die beiden Zöglinge Coisnon's gingen mit ihm von den rauchenden Trümmern des Cap nach Enneri, dem Aufenthalt ihres Vaters, ab. Von allen Seiten drängte man sich ihrer Ankunft entgegen. Die Zeichen des Bürgerkrieges, die Segnungen des Friedens gingen unterweges wechselsweise an ihrer erstaunten Seele vorüber.

Mit der größten Ueberraschung und unter Freudenthränen drückte die Mutter ihre Söhne an's Herz. Toussaint war gerade abwesend, er erhielt durch einen Expressen die erste Nachricht von dem Inhalt der unbegreiflichen Sendung, die ihm Frei-

heit, Friede und die Zurückgabe seiner Kinder versprach; so viel Großmuth auf der einen Seite schien ihm mit so vieler Gewaltsamkeit auf der andern zu streiten; denn hatte man ihn früher für das Haupt der Empörer und außerhalb des Völkerrechts erklärt, so sollte nun wieder die Rede von rechtmäßiger Herrschaft sein und allen den Begünstigungen, welche sie zu begleiten pflegen.

Toussaint vergoß Thränen, als er seine Kinder umarmte; in der Bestürzung der Freude reichte er auch ihrem Lehrer Coisnon die Hand. Was auch seine Widersacher von ihm sagen mögen, dieser außerordentliche Mann hatte ein gefühlvolles Herz.

Nach einigen Augenblicken der Unterhaltung übergab Coisnon dem schwarzen Oberanführer eine goldene Kapsel mit einem Briefe vom General Leclerc und einem andern vom ersten Konsul. Dieser letzte ist durch die Verfänglichkeit seines Inhalts so politisch wichtig und verbreitet so viel Licht über den damaligen Stand der Dinge, daß er hier wörtlich zu folgen verdient.

An den Bürger Toussaint Louvertüre, Obergeneral der Armee von St. Domingo.

„Der Friede mit England und allen europäischen Mächten, welcher die Republik auf die erste Stufe der Macht und Größe stellt, setzt die Regierung in den Stand, sich mit der Kolonie von St. Domingo zu beschäftigen. Wir senden unsern Schwager, den Bürgergeneral Leclerc dahin ab in der Eigenschaft eines Generalkapitäns, als die erste Behörde der Colonie. Er wird von einer ausreichenden Kriegsmacht begleitet, um der Sou-

veränität des französischen Volkes Achtung zu verschaffen. Unter diesen Umständen überlassen wir uns der Hoffnung, daß Sie uns und ganz Frankreich die Aufrichtigkeit der Gesinnungen beweisen werden, welche Sie beständig in den uns übersandten Schreiben ausgedrückt haben."

„Wir haben Achtung gegen Sie gewonnen, und es freut uns, die großen Dienste, welche Sie dem französischen Volke erwiesen haben, anzuerkennen und öffentlich zu verkündigen; wenn die Flagge desselben um und auf St. Domingo weht, so verdankt es dieß Ihnen und Ihren braven Negern. Durch Ihre Talente und die Gewalt der Umstände zum Oberbefehl berufen, haben Sie den Bürgerkrieg ausgerottet, der Verfolgungswuth einiger Schlächter Einhalt gethan, die Religion und die Anbetung Gottes, von dem alle Dinge kommen, in ihrer Würde hergestellt."

„Die Constitution, welche Sie entworfen haben, enthält viel Ersprießliches, aber auch Dinge, die mit dem Ansehen und der Souveränität des französischen Volkes streiten, zu dem St. Domingo als Theil gehört."

„Die Umstände, in welchen Sie sich befanden, in jeder Richtung von Feinden umgeben, ohne daß das Mutterland ihnen Beistand oder Nahrung gewähren konnte, haben den Artikeln dieser Constitution eine Rechtmäßigkeit verliehen, die ihnen ursprünglich fehlen dürfte; gegenwärtig aber, bei einer so glücklichen Umänderung der Verhältnisse werden Sie der Erste sein, welcher der Souveränität eines Volkes huldigt, das Sie in Rücksicht

auf Ihre geleisteten Dienste, auf Ihre Talente und Charakterstärke, diese Gaben der Natur, unter seine berühmtesten Bürger zählt. Ein entgegengesetztes Betragen würde mit den Begriffen unvereinbar sein, die wir von Ihnen hegen; es würde Sie der mannigfaltigen Rechte auf den Dank der Republik berauben und unter Ihren Füßen einen Abgrund öffnen, der, indem er Sie verschlänge, zugleich jene braven Neger ins Unglück stürzen könnte, die wir wegen ihres Muthes lieben und deren Widersetzlichkeit uns gegen unser Gefühl zur Bestrafung zwingen dürfte."

„Wir haben Ihren Kindern und deren Lehrer die Gesinnungen, welche uns beleben, zu erkennen gegeben, und wir senden sie Ihnen zurück."

„Unterstützen Sie mit Ihrem Rath, Ihrem Einfluß, Ihren Talenten den Generalkapitän. Was können Sie wünschen? Die Freiheit der Neger? — Sie wissen, daß wir in allen Ländern, wo wir waren, selbe den Völkern gegeben haben, die sie nicht hatten. Wollen Sie Ansehen, Ehre, Glücksgüter? Nach den Diensten, die Sie geleistet haben, die Sie unter den obwaltenden Umständen noch leisten können, und bei den besonderen Empfindungen, die ich für Sie habe, dürfen Sie keinen Augenblick darüber ungewiß sein, daß Ansehen, Glück und Ehre Sie erwarten."

„Thun Sie dem Volke von St. Domingo kund, daß die angelegentliche Sorgfalt, welche Frankreich jederzeit für dessen Wohl bewiesen hat, durch die gebieterischen Kriegsumstände oft unwirksam geworden ist; daß die Männer, welche vom Festlande

kamen, um Parteikämpfe zu erregen und zu nähren, eben nur Erzeugnisse der Parteikämpfe waren, welche eigenmächtig das Vaterland zerrissen, und daß künftighin der Friede und die Kraft der Regierung Wohlsein und Freiheit sichern. Sagen Sie den Eingebornen, daß, wenn die Freiheit für sie das erste Gut ist, sie dieselbe nur unter dem Namen französischer Bürger genießen können, und daß jede Handlung, die dem Interesse des Vaterlandes und dem Gehorsam widerstreitet, den sie der Regierung und dem Generalkapitän als Abgeordnetem derselben schuldig sind, ein Verbrechen gegen die französische Souveränität ist, wodurch sie ihre Dienste verdunkeln und St. Domingo zum Schauplatz des verderblichsten Krieges machen würden, in dem Väter und Kinder zum gegenseitigen Morde aufständen. Und Sie, General, bedenken Sie, daß, wenn Sie der erste Mann Ihrer Farbe sind, der zu einer so großen Macht gelangt ist, und der sich durch seine Tapferkeit und militärischen Talente ausgezeichnet hat, Sie auch vor Gott und uns die Hauptverantwortlichkeit für das Betragen der Neger zu leisten haben."

„Sollte es Uebelgesinnte geben, die den Personen, welche in den Unruhen von St. Domingo eine vorzügliche Rolle gespielt haben, etwa sagen möchten, daß wir kommen, um dasjenige zu untersuchen, was sie in den Zeiten der Anarchie gethan haben: so versichern Sie dieselben, daß wir nur von ihrem Betragen unter den gegenwärtigen Verhältnissen Kenntniß nehmen und das Vergangene bloß berücksichtigen werden, um die Züge zu ent-

decken, durch welche sie sich in dem Kriege mit den Spaniern und Engländern, unsern ehemaligen Feinden, ausgezeichnet haben."

„Rechnen Sie unbeschränkt auf unsere Achtung, und betragen Sie sich, wie es einem der vorzüglichsten Bürger des größten Volkes ziemt."

Der erste Consul Bonaparte.

Das arglistige Gemisch von Drohung, Milde, Stolz und Schmeichelei konnte Toussaint's durchdringendem Verstande keinen Augenblick entgehen; so zärtlich er seine Söhne liebte, so war er dessenungeachtet fest entschlossen, den Besitz derselben nicht mit der Unterwürfigkeit und Schmach von St. Domingo zu erkaufen. Er wendete sich an Coisnon mit folgenden Worten: „Gestehen Sie, als Lehrer meiner Kinder und als Abgeordneter Frankreichs, daß Leclerc durch seine Handlungen die Worte des Consuls Lügen straft; der eine kündigt mir den Frieden an, der andere bringt den Krieg über mich; schon ist an unsern Küsten Blut geflossen, unsere Städte liegen in Asche. Man vergißt ohne Zweifel, daß ich den Degen führe, weil das gegen mich beobachtete Betragen eben so strafbar als unpolitisch ist. Ich habe mein Vaterland vom Kriege mit dem Auslande und mit sich selbst befreit. Ordnung und Gerechtigkeit herrschen überall daselbst; ich habe seinen Glanz und sein Glück hervorgerufen; wenn diese Handlungen ein Verbrechen sind, warum sendet man mir meine Kinder, um dasselbe zu theilen? In jedem Falle muß man den Krieg verschieben, wenn denn einmal vom Frieden gesprochen werden soll."

Coisnon erstaunte über diese Unbiegsamkeit und glaubte das Vaterherz zu rühren, indem er es beunruhigte. Wenn Sie dem Gehorsam gegen den Consul widerstreben — sagte er mit fester Stimme — so werden Sie ihre Kinder nicht wiedersehen. Toussaint bedeckte sein Gesicht mit der Hand, um nicht von dem herzergreifenden Anblick seiner Söhne überwältigt zu werden, und sagte hierauf zu Coisnon: „Nehmen Sie meine Kinder mit sich.“ Dieß waren seine letzten Worte. Die Züge seines Antlitzes verriethen jene strenge Ruhe der Tugend, welche auf eine große Geisteserschütterung zu folgen pflegt.

Kaum war diese Familienscene vorüber, so begab sich Toussaint an die Spitze seiner Armee. Seine Soldaten waren geübte Krieger; Weiber, Kinder, Greise, Alle hatten Gefahren durchlebt; seit längerer Zeit betrachteten sie den Krieg als unzertrennlich von ihrer Freiheit; außerdem hatten sie bei der Fortsetzung desselben gegen ein europäisches Heer bedeutende Vortheile. Der Schwarze ist ein Feind, den man nicht sieht, der fast von nichts lebt, der da schläft, wann und wo er will, und unter einem brennenden Klima seine Kraft behält. Was hilft die Geschicklichkeit der Bewegungen, die Tapferkeit versuchter Soldaten gegen unsichtbare Feinde, die den Krieg in einzelne Treffen und Hinterhalte hinüberspielen? Gebirge und vom Meere umgebene Länder sind übrigens von jeher der Freiheit günstig gewesen. Dazu kommt noch, daß die gewaltige Natur und das Schauspiel der Stürme den Einwohnern den Charakter der Unbezähmbarkeit aufprägt.

Coisnon suchte die Bewegung Toussaint's auf der Stelle zu benutzen; er schlug ihm vor, sich zum General Leclerc zu begeben, der nicht ermangeln würde, ihn zu seinem Lieutenant zu ernennen. Er erhielt keine Antwort; zwei Stunden nach dieser Unterredung reiste Toussaint ab, ließ seine Söhne mit ihrem Lehrer auf Enneri zurück unter dem Versprechen, seine Antwort Tages darauf an den Generalkapitän abgehen zu lassen. Dieser Brief ging erst drei Tage nach der Abreise des Negergenerals ein, und zwar durch Granville, den Lehrer seines dritten Sohnes. Bei Gelegenheit dieses Briefes erhielt Coisnon den Auftrag, Toussaint's Kinder wieder mit zu nehmen; zugleich war auch eine Antwort an Bonaparte beigefügt.

Leclerc schickte beide Söhne noch einmal ihrem Vater zurück, nebst einem Briefe, worin er die glänzendsten Versprechungen mit den strengsten Drohungen verband. Toussaint, dessen Seele zwischen Vaterliebe und Ehre kreuzte, beharrte fest dabei, die erste der zweiten aufzuopfern, und stellte es seinen Söhnen anheim, zwischen ihm und Frankreich zu wählen. Isaak, der ältere, erklärte nach einigen Augenblicken der Unentschlossenheit, daß er bereit sei, mit den Franzosen zurückzukehren. Placide, der jüngere, fiel seinem Vater um den Hals und blieb von jetzt an bei demselben; Toussaint stellte ihn sogleich bei der Armee an.

Der Brief an Bonaparte lautete nach einer glaubwürdigen, englischen Quellennachricht folgendermaßen:

Toussaint Louverture, Oberanführer des Heeres von St. Domingo an Bonaparte, den ersten Consul der französischen Republik.

Bürger-Consul.

„Ihr Brief ist mir durch Ihren Schwager, den General Leclerc übergeben worden. Sie haben ihn zum Generalkapitän dieser Insel ernannt; ein Titel, den die Konstitution von St. Domingo nicht anerkennt. Derselbe Abgesandte hat zwei unschuldige Kinder den Umarmungen eines zärtlich liebenden Vaters zurückgegeben. Welch edles Beispiel europäischer Menschenfreundlichkeit! Wie theuer aber auch diese Pfänder sind, wie schwer mir die Trennung von denselben wird; so will ich dennoch meinen Feinden nicht verpflichtet sein und schicke sie demnach unter dem Schutze ihrer Kerkermeister zurück.“

„Die Streitkräfte, welche der Souveränität des französischen Volkes Achtung verschaffen sollen, haben ihre Landung bewerkstelligt und verbreiten Tod und Plünderung. Zu welchem Zweck? wegen welcher Verbrechen? und mit welcher gesetzlichen Gewalt? muß ein rohes, aber nicht angreifendes Volk, durch Feuer und Schwert umkommen? Es ist wahr, wir haben es gewagt, unsern Bedürfnissen eine Constitution anzupassen, die, wie Sie zugeben, verschiedene heilsame Einrichtungen enthält, aber dafür auch andere, welche der Souveränität des französischen Volkes zu nahe treten! Worin besteht diese? und wie weit erstreckt sie sich? Kennt sie keine Kontrole, kein Maaß und keine Gränzen?“

„Die Kolonie St. Domingo, welche einen unveräußerlichen Theil der französischen Republik ausmacht — so heißt es in Ihrem Briefe —, strebt nach Unabhängigkeit! Warum soll sie es nicht thun? Die vereinigten Staaten von Amerika verfuhren eben so, und siegten unter dem Beistande des monarchischen Frankreichs. Aber es giebt Fehler und Anmaßlichkeit in unserer Constitution: ich kenne diese sehr wohl. Welche menschliche Einrichtung macht davon eine Ausnahme? Ich möchte indessen wohl das System der von Ihnen regierten Republik darauf herausfordern, eine größere Schonung für die besondere oder allgemeine Freiheit, für die Freiheit der Rede oder der Handlungen zu zeigen. Der hohe Posten, den ich bekleide, hängt nicht von meiner Wahl ab: er ist mir durch gebieterische Umstände übertragen worden; ich habe die Constitution nicht umgestürzt, ich habe ihre Erhaltung beschworen. Ich sah diese unglückliche Insel preisgegeben den Uneinigkeiten und wüthenden Parteiungen. Mein Charakter, mein Temperament gaben mir einen Einfluß auf die Bewohner der Insel, ich wurde fast einstimmig zur Regierungsgewalt berufen. Ich habe die Gährung niedergeschlagen, die Empörung gedämpft; ich habe die Ruhe wieder hergestellt und die Ordnung aus dem Schoße der Anarchie hervorgerufen. Haben Sie, Bürgerconsul, andere oder bessere Ansprüche auf den hochachtbaren Posten, den Sie einnehmen? Wenn das Volk unter der Constitution, welche es von mir empfangen hat, nicht eben so viel Freiheit genießt, als unter andern Regierungen; so liegt

die Ursache davon in seiner Lebensweise, Unwissenheit und Barbarei, die sämmtlich von dem Zustande der Sklaverei unzertrennlich sind. Ich habe für eine Klasse unglücklicher Wesen, die kaum dem Joche entronnen sind, die einzige Regierungsweise eingeführt, die ihrem Zustande und ihrer Fassungskraft zusagt. Sie öffnet allerdings in mehreren Fällen der Gewaltthätigkeit und dem Despotismus ein freies Feld. Das ist eine unläugbare Thatsache, aber macht die Constitution der französischen Republik, des aufgeklärtesten Landes im gesitteten Europa, etwa hierin eine Ausnahme? Wenn dreißig Millionen Franzosen, wie man versichert, ihre Ehre und Sicherheit in der Revolution des 18. Brumaire finden, so wird man mich ohne Zweifel nicht um die Liebe und das Zutrauen meiner Landesleute, der armen Schwarzen, beneiden."

„Sie bieten den Negern die Freiheit an; Sie sagen, daß Sie in allen Ländern, wo Sie waren, den Völkern die Freiheit gegeben haben, die sie nicht hatten. Ich bin nicht vollkommen von den Begebenheiten unterrichtet, welche neuerlich in Europa Statt gefunden haben; allein die Berichte, welche mir darüber zugekommen sind, streiten mit dieser Behauptung. Im Grunde ist sie von geringem Gewicht. Eine Freiheit, wie man sie in Frankreich, in Belgien, in der Schweiz, oder in der batavischen, ligurischen, oder cisalpinischen Republik findet, würde von dem Volke von St. Domingo nie mit Freuden angenommen werden. Solche Veränderungen oder eine solche Freiheit,

sind weit, sehr weit davon entfernt, unter uns wünschenswerth zu seyn.

Sie fragen mich, ob ich Ansehen, Ehre, Reichthümer will. Ganz gewiß; aber nicht durch Sie. Ich setze mein Ansehen in die Achtung meiner Mitbürger, meine Ehre in ihre Anhänglichkeit, meinen Reichthum in ihre uneigennützige Treue. Diese armselige Idee von persönlichen Vortheilen, die Sie mir hinhalten, erzeugt sie nicht die Hoffnung, der Sie Raum geben, daß ich einst könnte die Sache verrathen, für die ich aufgetreten bin? Sie sollten die sittlichen Grundsätze anderer Menschen nach den Ihrigen beurtheilen. Wenn derjenige, welcher den Thron in Anspruch nimmt, auf dem Sie sitzen, wenn er Sie aufforderte, von demselben herabzusteigen, was würden Sie ihm antworten? Die Gewalt, welche ich behaupte, ist eben so rechtmäßig erworben, als die Ihrige, und nichts als der einstimmige Wunsch des Volkes von St. Domingo wird mich zwingen, ihr zu entsagen."

„Diese Gewalt ist nicht durch Blut befestigt, noch wird sie durch die Künste der europäischen Politik aufrecht erhalten. Die rasenden Individuen, deren Arm ich so oft aufgehalten habe, sind Bekenner meiner Gnade geworden, und ich habe den Feinden verziehen, deren Dolch nach meinem Leben trachtete. Habe ich von dieser Insel einige unruhige Köpfe entfernt, die sich bemühten, die Flammen des Bürgerkrieges zu unterhalten, so ist ihr Vergehen vorher durch einen befugten Gerichtshof ausgemittelt und endlich auch von ihnen selbst eingestanden worden. Giebt es Einen, der sagen kann,

er sei verurtheilt worden, ohne daß man sich die Mühe genommen hätte, ihn zu hören oder zu überzeugen? Und diese Ungeheuer sind sogar wieder zurückgekehrt, begleitet von den Spürhunden Cu-la's, und in der Absicht zusammengekoppelt, um auf uns Jagd zu machen, uns zu verschlingen, und zwar durch Menschen, die das Herz haben, sich Christen zu nennen."

„Wie ist es möglich, daß ich Ihr Erstaunen und Ihr Lob errege, weil ich die Religion und die Verehrung Gottes, von dem Alles herkommt, geschützt habe? O! dieses Wesen voller Güte, dessen heiliger Name erst kürzlich wieder in Ihrer Republik Anerkennung erhalten hat, ist beständig von mir verehrt und verherrlicht worden. Ich habe unter Gefahren und Verrätherei in ihm jederzeit meine Sicherheit und meinen Trost gefunden, und nie bin ich in meiner Erwartung getäuscht worden. Ich bin vor ihm und vor Ihnen, wie Sie sagen, verantwortlich für die Metzeleien, die auf dieser verlornen Insel fortdauern. Ich scheue die Verantwortlichkeit nicht. Sei der Ausgang dieses Kampfes der gerechten aber furchtbaren Anordnung Gottes vorbehalten; möge er zwischen mir und meinen Feinden entscheiden, zwischen denen, die seine Gebote übertreten und seinen heiligen Namen abgeschworen haben und zwischen mir, der noch nie aufgehört hat, ihn zu erkennen und ihn anzubeten."

Toussaint Louverture.

Dieser Oberanführer, der bisher eine scheinbare Unschlüssigkeit gezeigt hatte, entwickelte von jetzt

an die größte Thätigkeit; seine Lage zwang ihn zum kraftvollsten Widerstande, denn schon fingen mehrere seiner Soldaten in ihrer Treue zu wanken an und fielen offen von ihm ab.

Der Generalkapitän ließ eine Proklamation ergehen, deren diktatorische Sprache kaum der vollkommenste Sieg entschuldigt haben würde. Seiner lauten Erklärung zufolge war er beauftragt worden, schnell Glück und Ueberfluß auf St. Domingo zurückzurufen. Die Eröffnung des Feldzuges solle Toussaint, dem Rebellen, die Macht der französischen Regierung kennen lehren. Er wurde mit Christophe für vogelfrei erklärt und erhielt nebenbei den Namen eines rasenden Ungeheuers. Den Schwarzen, welche die Sache ihres Vaterlandes aufgeben wollten, bot man den französischen Kriegsdienst an. Die Landbebauer, die bisher gegen die Franzosen in Waffen gewesen waren, sollten als Verirrte begnadigt werden, wenn sie nicht neuerdings aufrührerische Bewegungen anstiften würden.

Da der Generalkapitän Leclerc alle Hoffnung eines Vergleichs mit Toussaint aufgegeben hatte, so setzte er sich gegen denselben mit drei Corps in Bewegung; das erste unter den Befehlen Rochambeau's drang von Fort Dauphin gegen St. Michel vor; das zweite, welches Desfourneaux führte, verließ Limbé, um Plaisance zu besetzen und das dritte in der Mitte der beiden andern, beabsichtigte die Eroberung von Marmelade. Diese drei Corps, die mit Boudet von Port-au-Prince aufbrachen, sollten bei Gonaïves zusammentreffen, um Tous-

saint zu fangen und den Krieg mit einem Schlage zu endigen.

In dem Maaße, als die französische Armee das Innere des Landes betrat, welches von Bergen, Schlünden und Engpässen durchschnitten wird, wuchsen auch die Beschwerden des Krieges. Die Franzosen waren es satt, immer fliehende Feinde vor sich zu sehen, die sich unablässig in Hinterhalte legten und Wunden und Tod auf eine unsichtbare Weise austheilten, ohne daß sie selbst erreicht werden konnten, theils wegen der Schnelligkeit, mit welcher sie in die ihnen bekannten Schlupfwinkel flüchteten, theils wegen der hohen Berge, an welchen sich die Gluth der Sonne verzehrend brach. Auf diesen Märschen, die mehr mühsam als lang waren, litten die Franzosen von Hunger, Durst und der äußersten Erschöpfung; seit ihrer Ueberfahrt konnten sie nirgends in einem Lande rasten, das für sie völlig neu war, sowohl in Absicht auf Feind und Menschenart, als auf Sitten und Klima.

Rochambeau durchzog seit seinem Aufbruch von Fort Dauphin das Land Ouanaminthe, hielt rings um Grand-Rivière besetzt, überstieg den schwarzen Berg von Gouaïves und kam gegen die Savannen herunter. Da die beiden anderen Corps, wiewohl auf verschiedenen Wegen, dieselbe Richtung einschlugen, so war der Kriegsschauplatz nun in die Bergkette verlegt, welche den Norden vom Westen trennt und die Höhen von Doudon, von Vallière und den schwarzen Berg von Gouaïves beherrscht. In dieser Gegend hatte Toussaint sein Heer zusammengezogen, um die auf drei Uferpunkten gelande-

ten Franzosen an der Vereinigung ihrer Kräfte zu hindern, mit welcher sie ihn zu Wasser und zu Lande erdrücken wollten. Toussaint suchte demnach Rochambeau den Weg über Ravine à Couleuvre zu verschließen; der letztere General mußte auf seinem Marsche überall mit Hindernissen und Widerwärtigkeiten kämpfen.

Die Berge, welche hier von Felsen und Waldungen starren, bieten nur einen engen gangbaren Weg dar. Toussaint hatte in der Absicht, die Fortschritte des Feindes zu hemmen, der ihn gegen das Meer drängen wollte, den Engpaß mit abgehauenem, übereinander gehäuftem Holze verlegt und zwischen den beiden Bergen Hinterhalte angebracht, um den Angriff von der Seite, von hinten und vorn gleichzeitig zu beginnen. Er befehligte dreitausend regelmäßige Truppen, an diese schloß sich eine Hülfsmacht von zweitausend Einwohnern. Um nicht entdeckt zu werden, verbot er, während der Nacht Licht anzuzünden. Bei der Annäherung der Franzosen soll er seine Soldaten folgendermaßen angeredet haben: „Ihr habt es mit Feinden ohne Treue, ohne Gesetz, ohne Religion zu thun; sie versprachen euch die Freiheit und sie wollen eure Sklaverei. Warum haben sie mit so vielen Schiffen den Ocean durchschnitten, wenn sie euch nicht wieder in Ketten schmieden wollen? Sie schämen sich, in euch gehorsame Kinder anzuerkennen, und wenn ihr nicht Sklaven seid, so geltet ihr in ihren Augen für Empörer. Das vom Consul irregeführte Mutterland ist für euch nichts weiter, als eine Stiefmutter. War je ein Werk der Vertheidigung recht-

mäßiger als das eurige? Euer überstandenes Elend verkündigt euch dasjenige, das man euch bereiten will. Habt ihr die Herabwürdigung, die Folterqualen und die Grausamkeiten von drei Jahrhunderten vergessen? Entblößt eure Brust, ihr werdet in ihnen die Brandspuren der Sklaverei erblicken. Was habt ihr nicht seit zehn Jahren für die Freiheit unternommen, eure Herren erschlagen oder in die Flucht getrieben, die Engländer durch Niederlagen gedemüthigt, die Zwietracht erstickt, das Land der Sklaverei mit Feuer gereinigt, das jetzt schöner als je unter dem Schirme der Freiheit aufblüht, und alle Früchte so großer Gefahren und Anstrengungen will man euch jetzt rauben. Die Kraft eurer Verzweiflung hat bereits Spuren aufzuweisen; Port-au-Prince würde ohne die Dazwischenkunft eines Verräthers nichts als Asche sein; aber Léogane, Fort Dauphin, das Cap, dieser mächtige Vorort der Antillen, sind nicht mehr; ihr habt überall Brandfackeln als Zeichen unserer Freiheit geschwungen. Die Schritte unserer Feinde sind nur auf Asche gestoßen, ihre Blicke haben nur rauchende Trümmer gefunden, die ihr mit ihrem Blute besprengt habt. Auf solchem Wege sind sie bis zu uns hindurch gedrungen! Was hoffen sie? Sind nicht alle Vorzeichen des Sieges auf unserer Seite? Sie führen keinen Krieg für Vaterland und Freiheit, sie dienen dem Hasse und dem Ehrgeize des Consuls, der mein Feind ist, weil er der eurige ist; ihre Körper sind nicht verstümmelt durch die Strafen der Sklaverei, ihre Weiber und Kinder befinden sich nicht in der Nähe ihrer

Lager und die Gräber ihrer Väter sind jenseits des Oceans. Dieser Himmel, diese Berge, diese Flüsse, alles ist ihnen fremd! Was sage ich? Sobald sie mit euch dieselbe Luft einathmen, schwindet ihre Tapferkeit dahin. Das Schicksal scheint sie uns als Schlachtopfer überliefert za haben. Diejenigen, welche unser Schwert verschonen wird, sind der mörderischen Rache des Klima's verfallen. Ihre Gebeine werden zwischen diesen Bergen, diesen Felsen umhergestreut, oder von den Fluthen des Meeres fortgetrieben werden. Niemals werden sie ihr Vaterland wiedersehen, noch die lieben Umarmungen ihrer Gattinnen, Schwestern und Mütter genießen: und die Freiheit wird über ihren Gräbern herrschen."

Wenn Toussaint diese Rede auch nicht ganz so wirklich gesprochen hat, woran aus mehrern Gründen zu zweifeln ist, so malt sie doch treu die Lage und Gesinnungen der Neger, den Franzosen gegenüber.

Rochambeau hielt dagegen seinen Soldaten zu ihrer Ermuthigung vor, daß dieser Tag ihrem Ruhme die Krone aufsetzen würde, weil es keinen Theil der Erde gäbe, der nicht Zeuge ihres Triumphs gewesen wäre; daß die Tiber, der Nil und der Rhein, wo sie so furchtbare Feinde überwunden hätten, wiederhallen würden vom Geräusch ihrer Thaten; daß ihrer für den Augenblick nur ein Kampf mit Sklaven harre, die aus Furcht, ihnen ins Gesicht zu schauen, nach allen Seiten flüchteten; daß sie nicht 1800 Meilen weit von ihrem

Vaterlande hergekommen wären, um sich von einem aufrührerischen Sklaven schlagen zu lassen." *)

Der französische ungestüme Angriff fand mannhaften Widerstand, die Hülfstruppen, welche auf den Seiten des Engpasses im Hinterhalte lagen, drängten links, rechts und von hinten auf die Franzosen, die mit ihrer gewohnten Tapferkeit überall Stand hielten. Nachdem die Verschanzung durchbrochen war, begann ein hartnäckiges und blutiges Handgemenge. Der Sieg neigte sich bald auf diese, bald auf jene Seite. Diese Unentschiedenheit feuerte das Blutbad mit gleicher Hitze an. Toussaint trotzte in diesen Augenblicken allen Gefahren: beim Vordringen der Franzosen warf er den Seinigen Flammenworte ins Herz, und erneuerte so den Kampf. Die Waffen waren jetzt zu langsame Werkzeuge für die gegenseitige Rache; Mann rang mit Mann, wie Athleten, die sich erwürgen wollen. Das Schlachtfeld bedeckte sich mit Todten, Blut und Trümmern unter dem furchtbaren Gemetzel, und dennoch blieb der Sieg, den beide Theile sich zuschrieben, nach wie vor unentschieden. Alle waren Helden; die Franzosen, um ihre frühern Lorbeeren nicht zu beflecken; die Neger, um keine Ketten zu tragen. Man erkannte die gefallenen Opfer der Freiheit an der Art ihrer Wunden, an ihrer Lage, an der Wildheit des Haares, an dem Stolze der Blicke.

*) Correspondance de Toussaint. Lettres des 19. et 20. pluviose an 10

Toussaint hatte indessen den ungestümen Andrang Rochambeau's aufgehalten, während Christophe durch kraftvolle Vertheidigung Desfourneaux und Hardy in ihren beabsichtigten Fortschritten hemmte. So konnte Toussaint mit seinem Heere weder getrennt, noch zu Wasser und zu Lande eingeschlossen werden. Er hatte den Kampfplatz, die Gegend, den Augenblick des Treffens als ein erfahrner Feldherr gewählt.

Er suchte sich nun auf einer andern Bergkette zu verschanzen, die den Krieg noch mehr zu seinem Vortheile lenkte; er faßte Fuß in dem Hochlande des Artibonite, welches der große und kleine Cahos bilden. Diese Berge, auf welchen er seine Armee ausbreitete, wurden von zahlreichen Flüssen, besonders vom Artibonite, vertheidigt, der, wenn er übertritt, schrecklich zu wüthen pflegt, und wie der Nil, Crocodille enthält. Die verschiedenen Anführer seiner Streitkräfte sammelten sich hier nach und nach um ihn. Vergebens fiel ihn ein hitziges Fieber an; es konnte seine Thätigkeit nicht unterbrechen. Er entwarf und durchdachte kühne Pläne, um den Krieg in den Rükken des Feindes zu spielen.

Während der Generalkapitän mit seinem Heere Gouaïves besetzte, das seinen Blicken nichts als rauchende Ruinen darbot und worin er sich gerühmt hatte, Toussaint wie in einem Netze zu umgarnen, marschirte Boudet, der von Port-au-Prince aus daselbst zu ihm stoßen sollte, auf St. Marc. Dessalines vertheidigte diese Stadt und ihre Zugänge; er floh, verschwand, kam zurück

und wüthete mit Feuer und Schwert, wie es ihm der Augenblick erlaubte und gebot. Vor den Schritten der Franzosen schlugen überall Flammen empor; hielten jene irgend wo an, so erloschen diese; marschirten sie weiter, so erhoben sich dieselben von Neuem. Unter solcher Umgebung kamen sie in St. Marc an. Dessalines hatte alle Vorbereitungen getroffen, um die Stadt in Asche zu legen. Alles ging hier wie auf dem Cap, mit dem Unterschiede, daß Dessalines durch die Wildheit seines Charakters die schauderhaften Scenen noch in ein besonderes Licht setzte. Er unterhielt auf dem öffentlichen Platze den Brand, welcher die Freiheit retten sollte; nie haben die Vestalinnen eifriger über das heilige Feuer gewacht; er ergriff selbst die erste Brandfackel und zündete mit ihr, um ein Beispiel der Nachfolge zu geben, sein eigenes, prächtig geschmücktes Haus an. Von allen Seiten hörte man das Mordgeschrei: es ist um unsere Freiheit geschehen, wenn einer übrig bleibt! Unter dieser Musik des Todes wurden die ehemaligen Herren der Sklaven niedergemacht; die letzten Blicke der Verzweifelnden fielen auf ihre rauchenden Wohnungen.

Die Franzosen fanden bei ihrem Eintritte in St. Marc nichts als einen Schauplatz allgemeiner Verwüstung; die Ueberbleibsel des Feuerstromes dienten den Todten, welche in den Straßen umherlagen, als Leichenfackeln. Dessalines riß auf seinem Rückzuge alle diejenigen mit sich fort, welche unter dem Schutze des Mitleids, der Verwirrung, des Zufalls entkommen waren. Auf den Feldern, wo er mit Feuer und Schwert aufräumte,

sammelte er neue Schlachtopfer; sie wurden insgesammt nach Verettes, Mirebalais, Petite-Rivière geschafft.

Jetzt erneuerten sich alle scheußlichen Auftritte aus den ersten Zeiten der Empörung. Dieselben Ursachen brachten dieselben Wirkungen hervor. Der Brand beleuchtete am Fuße der Berge von Cahos, wo Toussaint verschanzt stand, die Schlachtbank, auf welcher die Weißen endigten. Vierhundert wurden in Mirebalais und Petite-Rivière umgebracht; nirgends wurde jedoch mehr gemetzelt, als in dem Flecken Verettes; hier kamen allein 700 um. Die Tochter sank auf ihre sterbende Mutter nieder; der Vater konnte weder den Sohn, noch der Sohn den Vater retten; hier athmete eine Schwester in den Armen ihres Bruders aus; dort krümmte sich eine Amme, um ihr Kind vor den Streichen des Todes zu bewahren. Und damit alle Gräuel sich bis auf den tiefsten Grund erschöpften, mordeten Söhne ihre Väter, weil sie ihnen eine Schwarze zur Mutter gegeben; diese Väter hatten ihre Söhne in der Zeit der Sklaverei entweder vernachlässigt oder nicht anerkannt. Selbst die Hausthiere verschonte man nicht; so unbegreiflich schweifte die Mordlust aus.

Doch waren nicht alle Schwarze Barbaren. Einige unter ihnen, von Dankbarkeit oder Mitleid durchdrungen, retteten den unglücklichen Landeigenthümern das Leben; andere verbargen sie in der Umgegend und ernährten sie von der Ausbeute der Jagd; noch andere führten sie auf abgelegenen Pfaden in Gegenden, welche die Franzosen inne

hatten. So viel Elend überstieg die menschliche Kraft, viele Personen tödteten sich selbst und mehrere verloren den Verstand.

Nachdem Dessalines das Maaß der Unthaten bis zum Ueberstürzen gefüllt hatte, trieb er die an den Ufern des Artibonite aufgebrachten Heerden von Unglücklichen gegen die Gebirge von Cahos, wo er sich mit Christophe und Toussaint vereinigen wollte. Von dort herab, wo sich ihre Weiber, Kinder, Schätze, nebst dem Arsenal und der Armee befanden, berathschlagten sie gemeinschaftlich neue Unternehmungen, begeistert von dem Gefühle der Freiheit, dem nichts unmöglich schien.

Während Toussaint sich anschickte, den Krieg nach Norden zu versetzen, kehrte Dessalines auf seinem zurückgelegten Wege wieder um, in der Absicht, über die Gebirge zu dringen und Port-au-Prince zu verbrennen; es würde verloren gewesen sein, hätte nicht ein Haufen Schwarzer die Waffen gestreckt und wären nicht die Matrosen von den Schiffen herbeigekommen, um auf dem Lande zu kämpfen. Dessalines, der es schwer verschmerzen konnte, daß diese Stadt zum zweiten Male dem Verderben entging, warf sich wieder in die Gebirge von Cahos, die noch einmal der Schauplatz des Krieges wurden. Die Franzosen bewegten sich über und um dieselben in schwankenden, gefahrvollen, langsamen Märschen. Verettes, Mirebalais, Petite-Rivière, dazu die Ufer des Artibonite, wurden von Blut und Asche bedeckt. Der Anblick dieser gräßlichen Verheerungen entflammte den Muth der Franzosen bis zur Wuth.

Hier und da stießen sie auf Schaaren von herumstreifenden Landeigenthümern, die in den Wäldern herumirrten, mit ihren Weibern und Kindern sich auf den Seitenhöhen der Gebirge lagerten und dem Tode nur durch die Flucht oder den Zufall entronnen waren. Ihr Klagegeschrei, ihr Schrecken, ihre Mißgestalt, die aus den kärglichen Lumpen nur noch kläglicher hervorblickte, schien jede Gewaltthätigkeit gegen ihre Peiniger zu rechtfertigen, und so wetteiferten die Franzosen mit den Schwarzen um den Preis der Grausamkeit. Alle Neger, die ihnen durch das Loos der Waffen in die Hände fielen, wurden schonungslos niedergemacht; zweihundert fielen als Opfer der Rache am Fuße des Berges Nolo; dasselbe Schicksal traf weiterhin 600 andere. Die wilden und zerrissenen Gebirgsseiten von Cahos, so wie die duftenden Ufer des Artibonite, zeigten die Barbarei im Kampfe mit der Barbarei und der Krieg ward zum Meuchelmord.

Man bereitete für die Todten weder Gräber noch Scheiterhaufen. Dessalines hatte zuerst das Begraben verboten, damit die Feinde sich recht augenscheinlich an den Haufen der Leichname von seiner Rache überzeugen könnten. Die Franzosen, die so leicht den Anregungen der Leidenschaft folgen, ahmten das gegebene Beispiel als gelehrige Schüler nach, so daß die Todten den Hunden und Geiern zur Nahrung dienten, und ihre an der Sonne gedörrten, umhergestreuten Gebeine das Elend der Sklaverei in den schreiendsten Spuren vergegenwärtigten.

Das Glück schien indessen Leclerc anzulächeln, er eilte, dem Consul die Erfolge seiner Waffen zu melden, wobei er die Uebertreibung nicht sparte; er wollte seine Eroberung im Fluge gemacht haben, sprach von ganzen Bataillonen, die übergetreten seien, rühmte sich, die Provinz des Südens und das ehemalige spanische Gebiet unterworfen zu haben, ingleichen alle Städte an den Meeresküsten. Er stellte Toussaint als einen düstern, verhaßten, gewaltthätigen und fanatischen Parteigänger dar, nannte ihn einen Barbaren, einen unnatürlichen Vater, der seine Kinder der Empörung aufopfere, aber jetzt nichts mehr sei, als ein flüchtiger Sklave, verfolgt von Gewissensbissen, verlassen von den Seinigen.

Als der Consul diese Botschaft näher überlegte, so schwand auch die erste Freude darüber immer mehr zusammen. Denn was hatte er anders erobert, als Aschenhaufen? Die Neger pflegten nicht, wie die in Europa Ueberwundenen, die Schlüssel ihrer Städte zu den Füßen des Siegers niederzulegen. Toussaint, den er selbst einer Deputation des Senats als einen Räuberhauptmann geschildert hatte, schien ihm innerhalb seiner Berge noch immer furchtbar. Er beschloß, die Farbigen, die den Franzosen im Allgemeinen mehr als die Schwarzen ergeben waren, auf seine Seite hinüberzuziehen. In diesem Sinne ertheilte er seinem Schwager schriftliche Verhaltungsmaßregeln; sie kamen zur unrechten Zeit, denn der Krieg nahm plötzlich eine andere Gestalt an.

Am Ufer des Artibonite nach der Seeseite, an

einem der Gebirgseingänge von Cahos hatten die Engländer während ihres Krieges mit St. Domingo ein Fort angelegt, unter dem Namen Crête-à-Pierrot. Es war mit einem funfzehn Fuß hohen Graben und einer Umzäunung von Kampecheholz umgeben. Toussaint, der dieses Fort als den Schlüssel des Gebirges ansah, hatte die Vertheidigung desselben dem löwenherzigen Lamartinière anvertraut. Dessalines, der die Zugänge zu demselben deckte, sah sich kaum einem mächtigen Angriffe ausgesetzt, als er sich gegen Crête-à-Pierrot zurückzog, um dem Feinde, der ihn drängte, verfolgte und neckte, eine verderbliche Schlinge zu legen. In der Nähe des Fort warf er sich mit seinen Truppen in den ringsum laufenden Graben, und die auf solche Weise bloßgestellten Franzosen wurden von einem mörderischen Feuer empfangen, gegen welches ihre Tapferkeit und Stärke vergeblich ankämpften; sie mußten sich mit einem bedeutenden Verluste an Mannschaft zurückziehen; ein Schlag, der sie um so tiefer schmerzte, je mehr sie an den Sieg gewöhnt waren.

Der nach Port-au-Prince zurückgekehrte Boudet kam dem General Debelle zu Hülfe, der bei diesem Angriffe geschlagen, zurückgetrieben und verwundet worden war. Er stürzte sich eilig auf ein Lager von Schwarzen, die, vor dem Fort aufgestellt, sich dem Schlafe überließen. Sie erwachten nur zum Lärm der Flucht; Boudet verfolgte sie mit unbesonnener Hitze, aber wie das erste Mal, stürzten sie sich in den Graben des Fort, welches in den Reihen der Franzosen den

Tod verbreitete. Wer mit dem Leben davon kam, wich zurück, noch ehe der General Dugua, der Debelle ablöste, einen andern Angriff begann, welchen die Belagerten, durch den Sieg ermuthigt, mit größerer Kühnheit und Erbitterung zurückwiesen.

Auf diese verschiedenen und zur Unzeit unternommenen Angriffe, die eben so verkehrt als unglücklich waren, und wobei die Neger in der europäischen Kriegsgeschichte eine unerhörte doppelte List entwickelten, folgte der schwierige und menschenfressende Rückzug über den Artibonite; die Schwarzen setzten den Weichenden lebhaft aus ihren Hinterhalten zu und gingen häufig von der Flucht zu erneuerten Kämpfen über. Ueberall verbarg das Land Feinde, hier in einem Walde, dort hinter einem Felsen; die Freiheitsliebe erzeugte sie.

Leclerc sammelte indessen 12,000 Mann. Rochambeau, Boudet, Debelle, Hardy, Dugua, die besten Generale, stehen um Crète-à-Pierrot. Schon ist Dessalines, der bei seiner Entfernung aus dem Fort abgeschnitten wird, nicht mehr im Stande, dasselbe zu erreichen. Kaum vermag man die Ungeduld der Franzosen zu bändigen, die den Feind eine neue Redoute aufführen sehen. Um ihrer ungestümen Hitze Raum zu geben, wird ein dritter Angriff beschlossen, der eben so unglücklich als die beiden ersten ausfällt.

Der Generalkapitän schließt nun den Platz nach den Regeln der Kunst ein. Die Vertheidiger desselben verlieren darum den Muth nicht. Lamartinière, der in Port-au-Prince den Helden auf

eine so kolossale Weise gespielt hatte, fällt auch jetzt nicht aus seiner Rolle. Er erträgt mit seinen Soldaten Hunger, Durst, Krankheit und jedes äußerste Elend einer Belagerung und widersteht, so weit es menschenmöglich ist, allen Anstrengungen eines Heeres, das die Welt mit dem Ruhme seiner Thaten erfüllt hat. Nachdem das Fort von den tobenden Feuerschlünden niedergeschmettert ist, bricht er sich Bahn durch die Bajonette, welche die Wunden von fünf Generalen und den Tod von 2000 Franzosen zu rächen streben. So viel Beharrlichkeit, Kühnheit und Muth erzwang ihm selbst die Bewunderung seiner Feinde.

Während die französische Armee Crête-à-Pierrot angriff und belagerte, war Toussaint von den Höhen von Cahos jenseits der Berge geeilt, welche den Norden beherrschen. Indem er so den Krieg wieder in den Gegenden entflammte, wo man denselben für erloschen hielt, bewegte er sich bald von vorn, bald seitwärts, bald von hinten um die Franzosen, und durchbrach jetzt hier, dann wieder dort, ihre Verbindungen. Toussaint hatte Maurepas, den er wegen seiner Tapferkeit und Freimüthigkeit liebte, die Behauptung von Port-au-Prince anvertraut, dessen Hafen von zwei Batterien vertheidigt wurde. Im Angesichte der auf diesem Punkte gelandeten Franzosen ließ Maurepas die Stadt anzünden und verschanzte sich am Buge der drei Flüsse. Die Franzosen, welche Humbert befehligte, einer der schönsten und unerschrockensten Generale, griffen ihn in dieser Stellung zweimal an und wurden zweimal zurückgetrieben. Da-

durch entstand in den Bewegungen Leclerc's eine mächtige Diversion, er mußte ein Corps zur Unterstützung Humbert's abschicken. Maurepas aber, verführt durch französische Versprechungen, verließ die Sache Toussaint's und beugte seine siegreichen Waffen zum Gehorsam.

Sobald als die Rückkehr Toussaint's nach Norden bekannt wurde, ging ihm Desfourneaux, der in dieser Provinz stehen geblieben war, entgegen, und nahm ihn im Rücken. Toussaint trennte sich von einem Theile seiner Truppen und stürzte mit dem andern dahin, wo die Gefahr am größten war. Als er eben zum Kampfe schreiten wollte, wurde er aufs Bitterste überrascht, denn er erblickte Maurepas, dessen Abfall er bisher noch nicht erfahren hatte, in den feindlichen Reihen, an der Spitze des neunten Regiments von Domingo. Bei dieser grausamen Entdeckung trotzte er dem Tode, näherte sich den übergetretenen Soldaten und rief ihnen entgegen: „Wollt ihr euren General, euren Vater und eure Brüder tödten?" Die Wirkung des Donners kann nicht schneller sein, als der Eindruck dieser Worte. Die Soldaten, die ihn an dem Federbusche erkannten, der sie so oft zum Siege geführt hatte, fühlten das Blut in ihren Adern erstarren, die Waffen ruhten unbeweglich in ihren Händen, das ganze Regiment warf sich vor ihm auf die Knie, und flehte um Verzeihung wegen des begangenen Treubruchs und des vatermörderischen Widerstandes.

Die Franzosen sahen in dieser plötzlichen Umwandlung nur Verrätherei, und stellten sich zwischen

Toussaint und die knienden Schwarzen auf. Der Kampf wurde dadurch noch hartnäckiger; Toussaint, der dabei bald ums Leben gekommen wäre, und sich mit seiner geringen Mannschaft nicht länger halten konnte, führte einen Rückzug aus, durch welchen er die Franzosen, wie durch einen Sieg überraschte. Er ging auf einem Wege zurück, der sich von einer Seite an einem Abgrunde hinzog und auf der andern von krummen Abhängen beherrscht wurde, wo er zwischen der Tiefe und dem Feinde beständig dem Feuer ausgesetzt war. Kaum war er durch seinen Muth und sein Glück der stürmenden Gefahr entronnen, so kehrte er wieder gegen die Gebirge von Cahos zurück, um von hier aus auf die blutenden Trümmer der bei Crête-à-Pierrot geschlagenen Franzosen zu fallen, indem er sein Lager in ihrem Rücken aufschlug. Im Angesichte dieses verlassenen und zusammengeschmetterten Forts flog er wieder aus den Gebirgen von Cahos gegen Norden und so einen Berg mit dem andern vertauschend, wachte er von der Spitze der Felsen über die feindlichen Bewegungen.

Wenn Toussaint vor den Franzosen verschwand, so geschah es nur, um sie bald durch seine Schnelligkeit in Erstaunen zu setzen, bald durch abspringende, falsche, reißende Märsche zu täuschen, bald durch Hinterhalte zu gefährden, bald im Rücken zu necken, bald durch Schlaflosigkeit, Strapazen und Durst zu erschöpfen. Jetzt maskirte er seine Flucht hinter Wüsten und Flammen, so daß ihnen der Sieg mehr kostete, als eine Niederlage; und ein andermal fing er seine verlorene Beute in einem

Engpaße ab, indem er den Krieg durch die Macht seines Geistes über alle üblichen Regeln hinausspielte. Im Norden unterstützte Christophe, im Westen Dessalines seine Schnelligkeit, Listen und Bewegungen; jetzt sichtbar und dann wieder unsichtbar, schien er überall und nirgends zu sein. Unter dem Geläute der Glocken ließ er von der Kanzel herab seine männliche und hinreißende Beredtsamkeit ertönen; sie schildert die Gräuel der Sklaverei und die Süßigkeiten der Freiheit. Die Religion der Liebe, die nur Brüder kennt, befeuerte seine edle Wärme und das Evangelium, welches die Sklaverei verdammt, half ihm seine Armee vergrößern, die voll heiligen Eifers für ihren Gott und ihre Freiheit kämpfte. Man erfährt indessen nicht, wo sie ist, wie sie lebt, sich ergänzt, in welchen Bergen sie Waffen und Geld versteckt hält, während sie selbst alles, was um sie her vorgeht, durch gewandte Kundschafter ausspäht, von denen einige sich blind stellen, andere als Bettler verkleiden oder sonst eine sinnreiche Erfindung anwenden.

Die verschiedenen Corps der französischen Armee, die Toussaint eine Zeit lang für verloren hielten, erblickten ihn auf allen Punkten mit der Miene des Siegers, als sie von Crête-à-Pierrot zurückkehrten, um sich entweder nach dem Cap oder nach Port-au-Prince zu wenden; er beunruhigte, schlug und neckte sie in ihren Verbindungen, bei ihren Angriffen, auf ihren Märschen und Rückzügen. Der Norden, der Westen, die verheerten Ufer des Artibonite, die angränzenden Berge sind

der Schauplatz neuer Kämpfe. Toussaint verbreitet überall Schrecken und Tod. Die Capstadt, welche man in der Geschwindigkeit wieder aufbauen will, empfängt in ihren schwarzgebrannten Mauern bluttriefende, verstümmelte und aufgelöste Bataillone *).

Toussaint verfolgte sie und erschien mit ihnen vor der Stadt. Es fehlte für die Vertheidigung an Mannschaft. Die Schwarzen, die sich unterworfen hatten, stellten sich heuchelnd zum Kampfe und zerstreuten sich nachher, oder sie schlugen sich bloß nach ihrer Laune, ungewiß, ob ihnen Freiheit oder Sklaverei bevorstehe. Leclerc ließ den Ort schnell befestigen, um die Ruinen desselben zu schützen. Man lebte in diesem Kriege fast neben seinem Feinde, schlief mit ihm unter demselben Dache, aß an demselben Tische, ohne ihn zu kennen; denn es gab Schwarze, die der Sache des Consuls, und Weiße, die der Partei Toussaint's folgten. Man eilte indessen wieder zu den Waffen, die Franzosen erhielten frische Landungstruppen, sie nahmen Artilleriestücke von den Schiffen und der Matrose verließ die Segel, um auf einem andern Elemente zu kämpfen. Toussaint entwickelte nur um so mehr Kraft und Kühnheit, und die Stadt stand auf dem Punkte, in seine Hände zu fallen, als neue Verstärkungen aus Frankreich ankamen, und die schier verzweifelnden Vertheidiger wieder mit Hoffnung und Muth belebten.

Endlich merkte der Generalkapitän, mit wel-

*) Précis historique de l'expédition etc. pag. 60.

chen eigenen Gegnern er zu thun hatte, und wie unklug es war, einen Krieg fortzusetzen, in dem die Erfolge so schnell von Unfällen ausgelöscht würden. Außerdem bot dieser Krieg mit seinen ungewohnten Gefahren dem Heere weder Belohnung noch Ruhm dar. Der Sieg, der sonst überall bereichert, zahlte hier nur durch Trümmer und Asche, und war kaum noch eine Lockung. Sollen wir an diesen wüsten Ufern, so sprachen die einen, den Preis für so viele Gefahren und Leiden finden, die uns in den verschiedenen Ländern begegnet sind? Der Consul, sagten andere, hat uns, die Genossen und Nebenbuhler seines Ruhmes, weit von unserm Vaterlande weg in einen betrübten schmachvollen Krieg verwickelt, der mit den Begriffen der Freiheit streitet. Will er, daß wir im Schatten unserer Lorbeeren die Ketten der Sklaverei auseinander wickeln sollen? Und dabei reibt uns das Klima auf, die Gluth läßt uns keine Zufluchtsstätte, der Krieg keine Rast, noch verleiht er uns Ehre.

Diese und ähnliche Klagen drangen bis zu den Ohren des Generalkapitäns, sie beunruhigten ihn lebhaft und zwar um so mehr, da das Heer an einer Krankheit litt, die immer gefährlicher um sich zu greifen drohte, und wiewohl er neuen Verstärkungen entgegensah, waren sie doch unzulänglich, um ein halbbarbarisches Volk zu zügeln, das der Gedanke an die Schrecken der Sklaverei zu einem verzweiflungsvollen Widerstande aufspannte. Er hatte zwar viele Schwarze unter seinen Fahnen, aber er konnte nicht mit Sicherheit auf ihre Treue zählen. Selbst diejenigen unter den Anführern,

welche die größte Thätigkeit und Ergebenheit zeigten, waren in ihrer Verstellung undurchdringlich und konnten nur durch wiederholte Versprechungen der Freiheit beim Gehorsam erhalten werden.

Die Farbigen schienen zwar mehr Anhänglichkeit zu beweisen, aber waren sie nicht in den übrigen Kämpfen häufig von den Schwarzen zu den Weißen, und so auch umgekehrt, übergegangen? Die furchtbaren Anführer, die Leclerc gegenüber standen, flößten ihm noch ganz besondere Besorgnisse ein; Christophe, dessen Unerschrockenheit jede Gefahr verachtete; Dessalines, dieser barbarische Achilles, dessen Muth nur noch von seiner Wildheit übertroffen werden konnte; Toussaint, der, unerschöpflich an Hülfsmitteln und Kriegslisten, ihm jedesmal entschlüpfte, um bald darauf wieder zu erscheinen, der unter den Tritten seines Heeres Feinde hervorrief, so unbegreiflich, als würden selbe von den Bergen erzeugt. In dieser Lage hielt es Leclerc für die beste Maaßregel, Friedensunterhandlungen zu eröffnen. Unter den feindlichen Anführern war Christophe derjenige, der am geneigtesten zu einem Vergleiche schien, vielleicht aus geheimer Eifersucht auf Toussaint. Leclerc knüpfte mit ihm Unterhandlungen an. Er stellte ihm vor, daß der Krieg unnütz und zwecklos sei, vermöge der Gewißheit, die er habe, daß Frankreich im Falle eines Vertrags jede Spur der Sklaverei gesetzlich abschaffen würde; daß der Ehrgeiz Toussaint's allein dem Frieden im Wege stehe; er solle sich also mit ihm dahin vereinigen, diesen auf die geheimste Weise gefangen zu nehmen. So blind diente Le-

clerc, ohne Furcht, das militärische Ehrgefühl Christophe's zu beleidigen, dem Willen des Consuls. Christophe, weit davon entfernt, sich zum Werkzeug einer so schändlichen Treulosigkeit zu erniedrigen, antwortete mit dem Nachdrucke und dem Unwillen der Tugend, daß, wenn er seinen Freund, seinen Waffenbruder, seinen Befehlshaber verhaften wolle, er dadurch zugleich Freundschaft, Ehre und Vaterland verrathen würde, und daß eine solche Meuterei in eine Seele, wie die seinige sey, keinen Eingang finden könne.

Er schloß seinen Brief mit den Worten: „Weisen Sie uns Gesetze auf, die unsere Freiheit verbürgen, und Toussaint, meine Brüder, ich, alle, so viel wir sind, wir werden uns mit Freuden in die Arme des Mutterlandes werfen. Durften wir den Worten des Consuls trauen, die er uns unter dem Geräusche des Krieges zukommen ließ?" „Entschuldigen Sie — setzte er hinzu — die Besorgnisse und die Unruhe eines Volkes, das so viel in der Sklaverei gelitten hat; bringen Sie demselben Zutrauen bei, wenn Sie wünschen, dem Jammer von St. Domingo ein Ziel zu setzen, dann werden wir das Vergangene vergessen und mit Zuversicht das Gegenwärtige und Zukünftige genießen."

Leclerc, getroffen von der Richtigkeit und der Kraft dieser Antwort, sah ein, daß mehr als je jeder Gedanke an Sklaverei aufzugeben sei, die sich nur unter andern Verhältnissen wieder herstellen lasse, indem er sich zugleich streng in jedem Punkte nach dem Willen des Consuls fügte, an den ihn seine Gemahlin Pauline unablässig erinnerte. Lei-

der ging er zuweilen in dem Bestreben, dem Herrscher Frankreichs zu gefallen, über die Schranken der Mäßigung und Klugheit hinaus. Er entschuldigte sich zugleich gegen Christophe wegen des Ansinnens, Toussaint zu verhaften, weil er den Absichten desselben weniger Rechtlichkeit zutraue, als dem Sinne Christophe's. Er sagte ferner, daß der Consul für ein Land, das er selbst nicht durch den Augenschein kenne, auch keine Gesetze habe vorschlagen können; er erklärte endlich im Angesichte des höchsten Wesens, dessen Namen man nie vergeblich anrufe, daß die Grageundl dieser Gesetze die Freiheit der Schwarzen sein solle. Im Vertrauen auf diesen Eid bequemte sich Christophe zum Gehorsam, und auch Dessalines beeilte sich, diesem Beispiele zu folgen, wenn schon mit tiefer Verstellung. Leclerc hatte seine frühere Verordnung, welche die Sklaverei aufrecht zu erhalten suchte, förmlich zurückgenommen; außerdem war allen Einwohnern St. Domingo's, von welcher Farbe sie auch sein mochten, Antheil an den Geschäften der Regierung und den öffentlichen Aemtern zugesichert worden.

So oft auch die Schwarzen von den Versprechungen der Franzosen waren betrogen worden, so schenkten sie denselben, wie schwache Kinder, doch immer wieder Glauben; freilich war ihre Lage bedenklich und wurde es mit jedem Tage durch die anhaltenden Gefechte und unerträglichen Anstrengungen nur noch mehr; der sichtbare Widerwille gegen die Fortsetzung des Vertilgungskrieges, der auf verschiedenen Punkten in offenen Ungehorsam

und Abfall ausbrach, hatte daher wohl eben so viel Theil an den friedlichen Gesinnungen, als die Ueberzeugung von der Aufrichtigkeit der französischen Verheißungen. Die schwarzen Anführer mußten den Wünschen und Hoffnungen der großen Masse nachgeben, wie schwer es ihnen auch wurde, und wie gern sie für sich selbst die Entscheidung der Waffen jeder anderen vorziehen mochten; doch hatten auch sie selbst so viel gelitten, und ein längerer Kampf versprach ihnen so wenige Vortheile, daß sie es nicht wagten, die Gelegenheit eines Vergleichs hartnäckig abzuweisen.

Toussaint, dessen Gedanken sich unruhig über die Zukunft verbreiteten, war nicht sobald von dieser Neuigkeit unterrichtet, als er auch bitterlich das Loos seines Vaterlandes beklagte. Nachdem er alle Anführer und Soldaten, die ihm zu Gebote standen, um sich versammelt hatte, eröffnete er ihnen die letzten Vorgänge. Alle schwuren, für ihn zu sterben, denn das hieße für die Freiheit sterben. Seine Befehle flogen nach allen Seiten, um den Wirkungen des Abfalles zuvorzukommen. Er konnte noch im Norden und Westen auf treue Bataillone und ergebene Strecken Landes rechnen; je weniger Hülfsmittel ihm blieben, desto mehr Gelegenheit hatte er, in dem Gebrauche derselben seine Größe zu zeigen; denn nur gemeine Seelen lassen sich von Widerwärtigkeiten niederschlagen. Das Unglück war übrigens so groß, daß es auch den tapfersten Helden erschüttern konnte, denn außer Christophe und Dessalines waren auch noch Laplume, Clervaux, die zwei Brüder Toussaint's

nebst seinem Neffen im französischen Lager. Man sagt, daß er im ahnenden Gefühle der wachsenden Gefahren noch zuletzt seine Schätze, die man auf hundert Millionen Franken angiebt, an einem geheimen Orte von den Schwarzen habe verstecken lassen, um sich für die Fortsetzung des Krieges oder die Zeit der äußersten Noth ein Hülfsmittel aufzusparen. Die nähern Umstände, unter denen er dieß Vorhaben ausgeführt haben soll, indem er, wie es heißt, sämmtlichen Mitwissern des Geheimnisses den Mund durch einen gewaltsamen Tod versiegelte, klingen zu fabelhaft, als daß sie historischen Glauben finden könnten.

Leclerc bot Alles auf, den Oberbefehlshaber der Schwarzen zu einem Vertrage zu vermögen. „Ich bin, erwiederte derselbe schriftlich, zum Niederbrennen, Verwüsten mächtig genug, auch habe ich Kraft, mein Leben, das für das Vaterland nicht unnütz gewesen ist, theuer zu verkaufen.“ Man kam sich indessen von beiden Seiten näher. Nachdem Toussaint von Leclerc dieselbe eidliche Versicherung wie Christophe erhalten hatte, schlug der Generalkapitän als Hauptbedingungen des Friedens vor, ihm die Regierung des Landes zu überlassen, so daß er selbst neben ihm nur als französischer Abgeordneter gelten wolle, außerdem sollten die Offiziere Toussaint's nach ihrem Grade in dem französischen Heere angestellt werden. Toussaint ging alles ein, was zum Vortheile seines Landes und Heeres diente, und erklärte, daß er künftig in der Zurückgezogenheit bloß sich selbst zu leben wünsche. So kam mit ihm den 1sten Mai 1802, mit

dem aufrührerischen Sklaven, den man früher zum Tode verurtheilt hatte, ein Vertrag zu Stande.

In Folge dieses Vertrags, der den dreimonatlichen Krieg endigte, begab sich Toussaint nach dem Cap. Seine Reise war ein Triumphzug: von allen Seiten drängte sich das Volk schaarenweise herbei und beugte sich vor dem Helden einer Freiheit, die Leclerc unter den Augen Gottes hatte beschwören müssen. Toussaint kam auf dem Cap an, begleitet von seinem Sohne Isaak, der ein reines Herz mit eben so nützlichen als angenehmen Kenntnissen vereinigte; werth, der Nachfolger eines Vaters zu sein, mit dem er so manche Gefahren getheilt hatte. Die Artillerie verkündigte zu Wasser und zu Lande Toussaint's Ankunft. Die Einwohwohner des Cap umdrängten ihn unter dem Rufe der Liebe und Verehrung; sein Anblick wurde zu einem patriotischen Feste.

Leclerc empfing ihn in seinem am Meere gelegenen Hôtel und umarmte ihn unter Freudensbezeigungen. Er rühmte seine Redlichkeit, seinen Großmuth und drückte die Hoffnung aus, durch die Versöhnung mit ihm den Flor St. Domingo's wieder aufleben zu sehen. Er wiederholte seinen früher abgelegten Eid in Gegenwart der vornehmsten Offiziere aus den beiden Heeren, welche letztere durch die Verschiedenheit ihrer Sitte und Bildung einen merkwürdigen Gegensatz bildeten.

Diesem politischen und militärischen Drama fügte sich eine rührende Scene ein, deren Entwikkelung selbst solche Zuschauer überraschte, die in den Angelegenheiten der Welt keine Fremdlinge

waren. Während des Krieges hatten die Franzosen den dritten Sohn Toussaint's in ihre Hände bekommen und ihn als ein kostbares Unterpfand bewahrt. Sie ließen dieses Kind jetzt herbeiholen, es stürzte sich in die Arme seines Vaters und Bruders, und Toussaint fand jetzt einen Sohn wieder, von dem ihn der Krieg getrennt hatte. Auf die Frage Leclerc's, woher er bei längerer Fortsetzung des Kampfes Waffen würde bekommen haben, gab er die spartanische Antwort: Ich würde sie den Franzosen genommen haben. Bei dieser Zusammenkunft entwickelte Toussaint die Größe und das Gefühl eines Mannes, der vom Grunde der Seele seine Kinder, aber noch mehr als sie das Vaterland liebt. Er kehrte sogleich in die Gebirge zurück, als wollte er in der Einsamkeit seine Leidenschaft für die Freiheit verbergen und nähren.

Alles war neu und außerordentlich in diesem Gange der Begebenheiten. Ehe Toussaint von dem Schauplatze seiner öffentlichen Thätigkeit abtrat, verfügte er sich nach Marmelade, um von seinen Garden Abschied zu nehmen. Nachdem er ihnen den Frieden als einen solchen bezeichnet hatte, der nur durch einen Treubruch verletzt werden könne, ließ er sich im Lobe seines muthigen Heeres aus, und ging alle dessen im Dienste des Vaterlandes vollbrachten Großthaten durch; er fügte hinzu, daß das Andenken derselben im Laufe der Jahrhunderte nie verlöschen würde. Seine Soldaten standen um ihn mit traurigem Antlitze und zerrissenem Herzen. Er umarmte sie zum letzten Male, alle vergossen Thränen, wie sie Kriegern ziemen. Der Strom

der Volksmenge begleitete ihn, trostlos über den Verlust eines so berühmten Anführers; er sprach ihr für die Zukunft Worte des Muths ein.

So gelangte er in das herrliche und fruchtbare Thal von Enneri, um daselbst die Reize und die Ruhe des Privatlebens zu genießen; aber Tag und Nacht brütete er über Gedanken an das gemeinsame Wohl, in dem er das eigne fand. Ein so thätiger Geist konnte nicht rasten; er beschäftigte sich mit der Wiederherstellung seiner Wohnung und mit der Vertheilung von Wohlthaten. Sein Ruhm versammelte mehrere ausgezeichnete Personen um ihn. Fremde aus den entlegensten Ländern besuchten ihn; er redete in ihrer Gesellschaft von seinen Thaten mit einer Bescheidenheit, die denselben einen neuen Glanz verlieh.

Allein die Feindschaft des Consuls arbeitete in der Stille daran, ihn aus seinem häuslichen Asyle herauszureißen; sie hatte beschlossen, daß er in einem andern Erdtheile sterben und in einem gleißenden Frieden den Untergang finden sollte, dem er bisher im offenen Kampfe entgangen war.

Die schwarzen Bataillone kamen nun von den Bergen herab; die beiden Heere vermischten sich und schmolzen in einander zusammen. Die Freiheit machte jetzt diejenigen plötzlich zu Freunden, die Tags vorher der Haß der Sklaverei noch als Feinde trennte.

In der Absicht, den Frieden zu befestigen, legte der Generalkapitän die Polizeiaufsicht über die Gegenden des Nordens in Christophe's, so wie die über das Gebiet des Südens in Dessalines Hände.

Alles versprach eine glückliche Zukunft. Die niedergebrannten Städte erstanden wieder aus ihrem Schutt, die Häfen füllten sich mit Schiffen, der Handel setzte eine frische Blüthe an. Der Friede indessen, der so verschiedene Menschen, Denkweisen, Sitten, Charaktere, Länder, Physiognomien in Berührung brachte, war nur ein eilfertiger Vorbote des nahen Krieges, der die lockeren täuschenden Bande der Eintracht gewaltsam lösen sollte. Sie waren von der Freiheit geschlungen worden, die drohende Sklaverei rüstete sich, sie zu zerreißen.

Eine grausame Krankheit, die schon früher manche Verwüstungen angerichtet hatte, störte die Segnungen des kaum abgeschlossenen Friedens, und verbreitete auf der Flotte und im Meere wachsendes Elend. Sie zeigte im Wesentlichen den Charakter des gelben Fiebers, das den Europäern, die an den Küsten der neuen Welt landen, so gefährlich ist; es gesellten sich indessen zu ihr noch weit furchtbarere Symptome, denn nie war sie mit dieser Wuth in einer so furchtbaren Gestalt erschienen. Sie ergriff Menschen in voller Gesundheit, ohne daß ihr irgend ein Merkmal vorherging, wenn man nicht die Furcht dahin rechnen will, die sie einflößte. Zuweilen kam der Tod blitzschnell und diese Geschwindigkeit konnte für Glück gelten. Gewöhnlich schlich sie langsam in abgesetzten Fortschritten. Das Uebel äußerte sich zuerst im Gehirn durch heftige Schmerzen, womit sich Fieber verband, oder worauf es folgte. Brennender Durst verzehrte den Kranken, der gefolterte Magen arbeitete dem Er-

brechen entgegen; das war das schlimmste Vorzeichen. Feurige Adern, die über das feuchte oder ausgetrocknete Auge Furchen zogen, ein entflammtes Gesicht, das sich mit dunkler und harter Röthe färbte, zuweilen unruhig bewegte Ohren, verriethen den Gipfel des Uebels. Bald bedeckte dicker Schleim die stammelnde Zunge; bald behielt der Kranke den Gebrauch der Sprache und aller Sinne; dann sah er seinen Tod vor Augen. Wenn die Gewalt der Krankheit an's Herz, den Heerd des Lebens, trat, wurde das Zahnfleisch schwarz und roth von den Ausdünstungen der Eingeweide. Der Schlaf, den Zuckungen oder furchtbare Phantasiebilder unterbrachen oder störten, war schlimmer als das Wachen, und wenn der Verstand unter dem Drucke des Wahnsinnes erlag, der im Gehirn siedete, entfloh alle Ruhe.

Die Fortschritte des innerlichen Feuers waren von gelblichen Flecken bezeichnet, die sich gleichsam mit vulkanischer Entzündung über den Körper verbreiteten. Stellte sich dann nicht eine glückliche Krisis ein, so war jede Hoffnung vorbei. Der stinkende Athem steckte die Luft an, die Lippen erstarrten, das Gesicht änderte und entstellte sich, es fing an zu schwellen; die Verzweiflung sprach aus dem Auge des Sterbenden, und Klageseufzer, unterbrochen von langen Pausen, waren die einzigen Laute. Aus jedem Mundwinkel floß ein schwarzes und verbranntes Blut. Dann mischte sich unregelmäßig ein übelriechendes Blau mit den gelblichen Streifen des Körpers. Endlich kam die Erlösung des Todes unter diesen entsetzlichen Lebenskämpfen

am dritten Tage. Das gewöhnliche Ziel trat jedoch zwischen dem siebenten und achten Tage ein. Diese Kennzeichen wechselten indessen nach dem Alter, dem Temperament und den Gewohnheiten des Kranken, und führten dadurch die Kunst des Arztes häufig irre *).

Diese in ihrer Entwickelung regellose Krankheit traf mit ihren Verheerungen zuerst die Capstadt; man wollte den Entstehungsgrund derselben in dem Versäumniß der Beerdigung, in den Ausdünstungen der Moräste von Pétite-Anse und in dem Ausbleiben der Winde suchen, die von den Gebirgen aufgefangen wurden; aber diese Ursachen waren nicht die einzigen, da die Krankheit ihre Verwüstungen bis nach Port-au-Prince und anderen Orten ausbreitete, die für gesünder galten. Dieses Uebel, dessen Keim im Klima lag, hatte auch sonst mehr oder weniger geschadet, nie aber war es so furchtbar gewesen; dieß rührte gewiß eben so sehr von dem beschwerlichen, eben geendigten Kriege her, als von dem Mangel an Pflege und Schutz unter einem fremden Himmel.

Alle Gegenmittel waren umsonst; man brauchte anfänglich verschiedene Getränke, welche die Hitze des Blutes stillen sollten; China und Bäder wandte man am meisten an, da sie aber nur schwache Dienste leisteten, so versuchte man Blasenpflaster mit einem Auftrage von niedergeschlagenem Salze.

---

*) Description de la maladie etc., par Gilbert, médecin de l'armée d'expédition.

Dieses Mittel, angerathen von den englischen Aerzten, verursachte den Kranken schreckliche Schmerzen und half eben so wenig. Das Uebel spottete jeder menschlichen Kunst. Selten entkamen die, welche es anfiel, dem Tode.

Als man auf dem Cap, in Port-au-Prince und anderen Orten Heerschau hielt, so betrachteten sich diejenigen, die bisher noch von der Krankheit verschont geblieben waren, schweigend; ihr militärischer Schmuck, der Glanz ihrer Waffen war dahin; die Langsamkeit ihrer Schritte bezeichnete ihre Bestürzung, und dennoch konnte eine so grausame Noth die angeborne und eingeübte Tapferkeit nicht aus dem siegreichen Antlitze verscheuchen. Da man nur eine schwache Hoffnung hatte, sich wiederzusehen, so erkünstelten einige einen tollen Frohsinn und andere nahmen Abschied für den nahen Tod.

Die Capstadt bot um diese Zeit ein in der Geschichte menschlicher Leiden seltenes Schauspiel dar. Kaum hatte man hastig einen Theil der von den Flammen verzehrten Gebäude wieder aufgebaut oder die Trümmer derselben überdacht, so füllten sich die Stadt nnd die Hospitäler mit Kranken und Sterbenden. Sie wurden meistens auf die Erde niedergelegt unter dem Mangel der dringendsten Bedürfnisse; dazu kamen bald wüthende Stürme, bald eiskalte Regengüsse, bald glühende Sonnenstrahlen; es war, als ob alle Elemente sich mit der vernichtenden Krankheit verschwören wollten.

Mannszucht war unbekannt, der Soldat übte dasselbe Ansehen aus, als der General, und der General erkannte keine andere Macht an, als die

seinige. Man sprach nicht mehr von Ruhm, von Kämpfen, von Heldenthaten; die Freundschaft verlor ihre Gewalt, die kriegerischen Gesänge verstummten.

Das Land, die Felsen, das Meer, gewährten nirgends Schutz gegen das reißende Uebel. Der Europäer, der an der Küste landete, hörte auf zu leben. Dasselbe Elend herrschte auf dem Meere. Alle Kriegs- und Kauffahrteischiffe waren ohne Matrosen; diejenigen, welche die Todten ersetzen sollten, sanken ihnen nach; es gab Schiffe, welche dreimal ihre Mannschaft verloren hatten. 48 Passagiere, die auf einem Schiffe von Bordeaux ankamen, starben sämmtlich bei ihrer Landung auf dem Cap. Alle Matrosen, Offiziere, Steuermänner, Kapitäne, Reisende, die ein schwedisches Schiff aussetzte, erlagen dem mörderischen Angriff der Krankheit bis auf den Schiffjungen; und was man noch bei keiner Pest erlebt hatte, geschah hier, das Schiff wurde auf öffentlichem Platze versteigert.

Neun Offiziere vom Geniewesen, die ihr Vaterland verlassen hatten, gehorsam den gebieterischen Befehlen des Consuls, athmeten an der Küste aus. Die Offiziere des Heeres flehten theilweise unter Thränen, daß man sie wieder nach Frankreich zurückschicken möchte; sie weinten Thränen des Todes, gleichviel, ob man ihnen die Bitte abschlug oder gewährte.

Als die Seuche den höchsten Grad erreicht hatte, gesellte sich zu ihren Schrecknissen die Zügellosigkeit der Leidenschaften. Da die Tugend jetzt keine Belohnungen mehr darzubieten hatte, so verlor sie

auch ihre Reize. Wenn die menschlichen Kräfte unter der Last des Elends erliegen, so stürzen sie unaufhaltsam zum Bösen hin. Einige suchten ihr Leiden im Spiel, oder in den Armen der Wollust zu betäuben. Ehebruch und Diebstahl waren ganz gemeine Verbrechen. Andere suchten ihre Schmerzen in geistigen Getränken zu ersäufen, die den Tod nur schneller herbeiriefen. Noch andere setzten der Krankheit einen halb wahren, halb erzwungenen jovialen Trotz entgegen, so daß der Ausdruck: ah, le gaillard! eine sprichwörtliche Kraft erhielt.

Pauline, die Schwester des Consuls, verharrte mitten unter diesen gräßlichen Unfällen bei ihrem üppigen Leben; sie bewohnte, um den Ansteckungen der Luft weniger ausgesetzt zu sein, ein Landhaus auf dem Abhange eines reizenden Hügels; sie hatte von demselben die Aussicht aufs Meer, unter den Genüssen des Luxus, der Weichlichkeit und der Leidenschaft; selbst der Tod von Offizieren und Generalen, die ihr gehuldigt hatten, konnte sie nicht aus ihrem süßen Taumel wecken. Bald ließ sie sich auf einem Sessel in die schönsten Gegenden tragen und brachte ganze Stunden im Anschauen der herrlichen Natur zu; bald verlor sie sich in duftende Wälder, um den Träumen ihrer wechselnden Liebe nachzuhängen, bald machte sie Spazierfahrten auf dem Meere, begleitet von Höflingen, Lustigmachern und Musikern.

Noch mehr erstaunte man, daß sie gleichsam zum Hohne der unersättlichen Krankheit Feste anstellte, bei denen Tanz, Musik und andere Annehmlichkeiten des geselligen Umganges den Zug

der Freude anführten, hier feierte sie die Siege ihres Geistes, ihrer Grazie, ihrer Schönheit, ihrer verführerischen Künste, während der Tod seine Opfer haufenweise bezeichnete und verschlang.

Da das Uebel anderswo nicht weniger wüthete, als auf dem Cap und in Port-au-Prince, so gab es keinen Tag, wo nicht auf dem Meere und auf dem Lande drei bis vierhundert Personen starben. Anfänglich beobachtete man noch die Formen der militärischen Beerdigung, später unterblieben auch diese; wer auf dem Meere endigte, fand in den Wellen sein Grab. Die Schwarzen, die den geschlossenen Frieden auf keine Weise verletzten, so groß auch bei der Schwäche und Hinfälligkeit des französischen Heeres die Versuchung zum Gegentheile war, erwiesen den Kranken alle Pflichten einer bereitwilligen und sorgsamen Gastfreundschaft und Pflege; sie selbst wurden als eingeborne Kinder des Klima's von den Angriffen der Krankheit entweder gänzlich verschont oder widerstanden derselben leichter.

Das weibliche Geschlecht gab theils aus natürlichem Mitleid, theils aus treuer Liebe, theils aus leidenschaftlichen Antrieben den Kranken große und rührende Beweise hülfreicher Pflege und wohlthätiger Aufmerksamkeit; viele Frauenzimmer, gewonnen und bestochen von den Reizen des französischen Umgangs, setzten sich dabei über alle Rücksichten der Klugheit hinweg, und wagten entschlossen Gesundheit und Leben daran, um durch ihre gefahrvollen Dienste die Leidenden zu retten.

Nach den vorliegenden Todtenregistern starben

funfzehnhundert Land- und Seeoffiziere, zwanzigtausend Soldaten, neuntausend Matrosen, ohne die dreitausend Personen im Gefolge des Heeres zu rechnen, die ihr Glück machen wollten oder Aemter suchten. Es ist merkwürdig, daß fast gar keine Kinder und Weiber umkamen, und dagegen junge kraftvolle Männer in der Regel am ersten hingerafft wurden. Unter den Todten befanden sich allein vierzehn Generale mit ihrer gesammten Umgebung; unter ihnen Debelle, der durch seine edeln Verdienste das Bedauern seiner Freunde und Feinde mit sich nahm; Dugua, ein unerschrockener und munterer Greis, der sich als Soldat an den Ufern des Nils erprobt hatte; Hardy, der unter Glück und Unglück in diesem Feldzuge immer derselbe Held geblieben war. Es kann unglaublich scheinen, daß diese Krankheit siebenhundert Aerzten und Chirurgen das Leben kostete; sie verdienen den Dank der Nachwelt wegen des Muthes, der Treue und Geduld, mit welchen sie ihre Kunst ausübten.

Dieses Uebel brachte eine große Veränderung in den Sitten des Heeres hervor; diejenigen, welche davon kamen, genasen langsam, schwer und unter Gefahren. Andere litten dergestalt an Gedächtnißschwäche, daß sie sich kaum des Vergangenen erinnerten; noch andere versanken durch das ausgestandene Elend in harte Gefühllosigkeit; alle aber sehnten sich, müde eines längeren Aufenthaltes, nach Frankreich zurück.

Bonaparte vernahm die Nachricht von dem geschlossenen Frieden mit einer Empfindung, in

die sich weit mehr Bitterkeit als Vergnügen mischte; er begriff sehr wohl, daß der Kampf nur hinausgeschoben war, und betrachtete die Waffenruhe nur als einen nothgedrungenen Waffenstillstand. Die Schwarzen hatten eben so wenig ein vollkommenes Zutrauen zu dem gegenwärtigen Stande der Dinge, sie waren der Macht der Verhältnisse gewichen, ohne daß ihr Herz darum kälter für die Unabhängigkeit und wärmer für Frankreich schlug. Leclerc fühlte sich durch den getroffenen Vergleich sehr schmerzlich gedemüthigt; auch nannte er denselben in Absicht auf Toussaint nur einen Akt der Verzeihung.

Der Untergang so vieler Tapfern betrübte den Consul, doch war seine Politik stärker als die Empfindung menschlicher Theilnahme. In einem Zeitpunkte, wo er damit umging, den Schatten der französischen Republik in das strahlende Meteor einer Monarchie unter seinem Scepter zu verwandeln, hatte die Freiheit St. Domingo's keinen Sinn für ihn; schien sie doch, wenn er sie den Schwarzen lassen wollte, eine Satyre auf die unterjochten Franzosen zu sein. Außerdem blieb der Krieg mit St. Domingo nach wie vor ein bequemer und schicklicher Ableiter, um diejenigen Krieger aus dem Mutterlande zu entfernen und in bester Form aufzuopfern, die im Bewußtsein ihres Muthes und einer großen Vergangenheit seinem eisernen Egoismus am hartnäckigsten widerstrebten. Endlich konnte er den Gedanken nicht ertragen, daß es für seinen Zweck irgend ein Hinderniß geben sollte; die Täuschung war einem Sohne des Glücks verzeih-

lich, sie hat ihm später mehr gekostet, als den Verlust von St. Domingo. Für seine Schwester Pauline, die ihm mit seltener Ergebenheit anhing und seinem Geiste und Ehrgeize fein zu schmeicheln wußte, behielt er dieselbe Zärtlichkeit bei; Leclerc hatte dagegen in seinen Augen bloß den Werth eines Werkzeuges, und dieses Werkzeug hatte in dem letzten Kampfe gar oft versagt.

Der Generalkapitän, dem die grausamen Wünsche des Consuls bekannt waren, strengte alle seine Talente und Kräfte an, um denselben nachzukommen und sie wo möglich zu übertreffen. Ohne neue Verhaltungsmaßregeln aus Frankreich abzuwarten, deren Sinn er zu errathen glaubte, griff er nach Vorwänden, um Toussaint zu Klagen zu reizen oder einen verdächtigen Schein auf ihn zu werfen. Dabei wiegte er ihn in eine falsche Sicherheit ein, indem er seinen Rath über das zweckmäßigste Lagern der Truppen einholte. Alles deutete darauf hin, daß man Toussaint seinem Vaterlande entreißen wollte. Die Garnison erwies ihm nicht mehr die sonst üblichen Ehrenbezeigungen und zwei Fregatten lagen unmeit Gonaïves vor Anker. Freunde, Verwandte, Offiziere benachrichtigten ihn heimlich von der drohenden Gefahr. Als man ihn an seine Sicherheit mahnte, erwiederte er: „Für das in Gefahr schwebende Vaterland sein Leben daran wagen, war eine heilige Pflicht; allein das Vaterland aufreizen, um das Leben zu retten, würde wenig Ruhm bringen.“ Er täuschte sich schwerlich in dem Maaße über seine Lage, als ein und der andere französische Schriftsteller zu ver-

stehen giebt; was blieb ihm aber unter dem Druck der peinlichen Verhältnisse anders übrig, als eine ruhige Miene anzunehmen? Ob er so ganz unthätig war, als er schien, ist eine andere Frage, die sich nach seinem bekannten Charakter füglich verneinen läßt. Er rechnete wahrscheinlich auf die Gunst der Zukunft und auf die Fortschritte der würgenden Krankheit, um wieder als Löwe von seinem erzwungenen Schlafe zu erwachen. Man wollte zwei Briefe an seinen ehemaligen Adjutanten aufgefangen haben, die seine treubrüchigen Absichten außer Zweifel setzen, wenn sie ächt sind. Er erkundigte sich darin besonders sehr angelegentlich nach den mißlichen Gesundheitsumständen des Generalkapitän Leclerc. Wie dem nun auch sein mag, man beschloß, sich seiner Person zu bemächtigen, und der General Pamphile de la Croix erzählt, daß Dessalines, Christophe und mehrere andere Häupter der Schwarzen, entweder aus Eifersucht oder aus Widerwillen gegen den Ausbruch eines neuen Krieges, dem Generalkapitän dringend anlagen, Toussaint von St. Domingo fortschaffen zu lassen. Bei der Parteilichkeit, die in einem solchen Falle leicht die Feder führt, ziemt dem Urtheile Umsicht und Kälte. Eine gewisse, allgemein bestätigte Thatsache ist es aber, daß Leclerc Toussaint um eine Zusammenkunft bitten ließ. Jeder sollte nach der getroffenen Verabredung eine gleiche Anzahl von Begleitern mitbringen; allein die zwanzig Mann, die Toussaint umgaben, hegten kein Mißtrauen; die des Generalkapitäns waren im Gegentheil als Helfershelfer von dem ver-

rätherischen Streiche unterrichtet, der ausgeführt werden sollte. Die beiden Generale schlossen sich ein, um gemeinschaftlich zu arbeiten; es war nicht schwer, die Schwarzen abzuhalten, die eben ihre Waffen weggelegt hatten, und in demselben Augenblick erschien der Eskadronschef Ferrari, der Adjutant Leclerc's, vor Toussaint, um ihm unter Drohungen eines augenblicklichen Todes seinen Degen abzufordern. Widerstand war unnütz: Toussaint bezwang sogar seinen Zorn. Man führte ihn nach Gouaïves und brachte ihn noch denselben Tag auf das Kriegsschiff Héros, zu dessen Befehlshaber er beim Einsteigen die prophetischen Worte sagte: „Durch meinen Sturz hat man nur den Stamm vom Freiheitsbaume der Schwarzen abgehauen, seine Wurzeln werden frisch wachsen, denn sie sind tief und zahlreich.“

Der Adjutant, mit dem Toussaint den staatsverbrecherischen Briefwechsel angeknüpft haben sollte, wurde sogleich mit seiner Gattin hingerichtet; das Dunkel des Verraths zog sich durch eilfertige Beseitigung dieser Zeugen noch dichter und künstlicher zusammen. Die Briefe, auf welche Leclerc die Schuld Toussaint's begründen wollte, verriethen weder den Geist, noch den Styl ihres vermeinten Urhebers, sie schienen weit eher das schlechte Machwerk eines ungeschickten Söldlings zu seyn. Auch wurde Toussaint über den Inhalt desselben nicht nach den herkömmlichen Formen vernommen. Leclerc wünschte die Verschwörung, darum glaubte er an sie *).

*) Lettre du 7. prairial au 10, attribuée à Toussaint.

Toussaint's Familie wurde mit ihm eingeschifft, und so tief erniedrigte sich Bonaparte durch kleinliche, elende Rachsucht, daß er ihm erst in Brest die Freude einer kurzen Zusammenkunft mit den Seinigen gönnte. Die Nemesis hat diese nichtswürdige Härte später grausam an dem verbannten Bonaparte gerächt. Nach den flüchtigen Minuten des letzten Wiedersehens, das auf dem Verdeck des Héros Statt fand, wurde Toussaint in einem Wagen, wie man ihn Verbrechern gewährt, unter sicherer Bedeckung nach dem Schlosse Joux in der Franche-Comté abgeführt. Seine Gattin und Kinder verharrten zwei Monate als Gefangene in Brest, dann brachte man sie nach Bayonne: ihr ferneres Schicksal hat Niemand erfahren können. Bei annäherndem Winter schaffte man Toussaint nach Besançon in ein feuchtes und dunkles Kerkerloch, wo er mit allen Widerwärtigkeiten der rauhen Jahreszeit zu kämpfen hatte. Die Kälte beschleunigte das Ende eines Mannes, der sein Leben unter einem brennenden Klima hingebracht hatte, und außerdem von fressendem Kummer verzehrt wurde. Er starb im April 1803. Mehr als einmal suchten Abgesandte des Consuls ihm das Geständniß seiner verborgenen Schätze zu entlocken. „Ich habe ganz andere Dinge als Schätze verloren;" das war seine einzige Antwort. Es sind von mehreren Seiten Zweifel an dem natürlichen Tode dieses seltenen Mannes laut geworden; Bonaparte hat sich gegen den schmählichen Verdacht noch auf Helena mit der unwürdigen, menschenfeindlichen Aeußerung rechtfertigen wollen, daß er

kein Interesse gehabt habe, einen elenden Neger tödten zu lassen. Diese Erklärung würde einen stärkern Eingang finden, könnte und dürfte die Welt je die Hinrichtung des Herzogs von Enghien vergessen. Es ist der Fluch jeder schwarzen That, daß man dem Urheber derselben auch dasjenige auf die Rechnung setzt, was er nicht verschuldet hat, was für sich in der Kette der Ereignisse liegt. Die Art und Weise, wie Toussaint und Bonaparte vom Leben schieden, bietet übrigens eine Parallele dar, deren tragischer Sinn keiner nähern Entwickelung bedarf *).

Zwischen der Gefangennehmung Toussaint's und seiner Abführung kehrte Rigaud aus Frankreich zurück und landete in Port-au-Prince, wohin ihn die französischen Heerführer beschieden hatten; bald folgten ihm vier bis fünfhundert seiner alten Offiziere, die sich seit dem Kriege im Süden nach Cuba zurückgezogen hatten, und seine Ankunft als ein Zeichen ihrer Zurückrufung ansahen. Die Begeisterung der Farbigen war ohne Maaß, als sie diese Tapferen wiedersahen. Die Weißen, Zeugen dieses Empfanges, fürchteten, daß in diesen Ankömmlingen ein nicht minder furchtbarer Feind aufstehen möchte, als der eben niedergeworfene war. Rochambeau insonderheit, eingenommen von allen Vorurthei-

*) Ueber die letzten Tage Toussaint's kommen interessante Nachrichten bei Metral vor, der aber seinen feurigen republikanischen Pinsel gern in poetische Farben taucht, und dadurch sein Urtheil und Zeugniß zuweilen trübt.

len des Koloniesystems und der Aristokratie, und unwandelbar in seinem Hasse gegen die Farbigen, denen er noch die Schwarzen vorzog, faßte die unruhigsten Besorgnisse und trug sie auch auf den Generalkapitän über. Bald erschien ein Befehl, zufolge dessen Rigaud kurz nach seiner Ankunft wieder zur Rückreise eingeschifft wurde; das Mißvergnügen der farbigen Kaste wurde darüber heftig laut und seine unpolitische Entfernung fiel um so stärker in die Augen, wenn man sie gegen den falschen Schritt seiner Zurückberufung hielt.

Die Abführung Toussaint's hatte die Gemüther weniger erregt. Die Eingebornen waren der Kriegsübel und der immerwährenden Anstrengungen müde; der Wechsel des Glücks hatte dem schwarzen Oberanführer einen Theil von dem Zauber seines militärischen Ruhms genommen; das verbreitete Gerücht seiner treulosen Feindseligkeit, dem die Strafe unmittelbar auf dem Fuße folgte, brachte in den Gedanken und Empfindungen des Volkes eine schreckhafte Lähmung hervor, die das tiefere Mitgefühl gewaltsam erdrückte.

Leclerc, befreit von der Furcht, die ihm selbst der unterworfene und entwaffnete Toussaint noch eingeflößt hatte, schien sich für einige Zeit mit der Aufstellung eines Colonialsystems beschäftigen zu wollen, wie es den örtlichen und persönlichen Bedürfnissen angemessen war. Er wollte jetzt die Rolle eines Gesetzgebers spielen, vielleicht auch darin ein Nachahmer Bonaparte's, dessen Ehrgeiz auf gleiche Weise in den Geschäften des Friedens und des Krieges zu glänzen strebte. Man berief

eine Versammlung aus den reichsten und angesehensten Landeigenthümern von allen Farben; die erste Sitzung bezeichnete aber so ziemlich den Anfang und das Ende der Berathung. Dringendere Sorgen schoben die Ausführung der verschiedenen Pläne zurück und bald blieb gar keine Zeit mehr übrig, auch nur von fern daran zu denken.

Man hatte eine allgemeine Entwaffnung der Schwarzen durchsetzen wollen, sie war gescheitert an dem Widerstande einiger Anführer. Im Westen besonders, so wie im Süden, hatten sich empörerische Bewegungen gezeigt, wahrscheinlich angelegt von der englischen Politik, die aufmerksam nach jeder Gelegenheit haschte, Zwietracht zu erregen. Die wildesten Ausschweifungen begleiteten die Erfolge der Empörer unter den Befehlen der Neger Lamour und Lafortune, und leider muß man hinzusetzen, daß diese Grausamkeiten durch eine noch furchtbarere Wiedervergeltung gerächt wurden, nicht blos an den Urhebern der Verbrechen, sondern auch an Unschuldigen. Jeder, der den Franzosen nur verdächtig schien, mußte diesen Schein durch den Tod büßen; die blinde Raserei fiel sogar über Kinder und Weiber her.

So viele Missethaten der abscheulichsten Barbarei empörten unter den Schwarzen auch die treuesten Anhänger Frankreichs: der General der siebenten Halbbrigade der Colonie, Belair, ein Neffe Toussaint's und sein begeisterter Freund, konnte seine Brüder nicht länger hinopfern sehen und stand auf für sie: die gesammte Bevölkerung des Artibonite fiel ihm zu, sie zogen unter ihm in die Ge-

birge von Cahos. Dessalines brach von St. Marc gegen diese Schaaren auf; man beargwohnte ihn, als habe er bei seinem Abmarsch die Absicht gehegt, sich mit ihnen zu vereinigen, im Fall, daß er ihre Stellung haltbar fände. Es scheint, daß dieser General bei seiner ersten Zusammenkunft mit dem Anführer der Empörer anders darüber urtheilte; denn er bemächtigte sich seiner Person durch Verrätherei und sandte ihn in Ketten nach dem Cap. Die Triebfedern dieser verworfenen Handlung waren Eifersucht und Ehrgeiz.

Es wurde ein Gericht niedergesetzt, das ganz aus Schwarzen und Farbigen bestand, um über Belair und seine mitgefangene Gattin zu entscheiden: dieses verurtheilte ihn und sie einstimmig zum Tode; die Soldaten ihrer eigenen Kaste schossen sie nieder, ohne daß ein einziger über die Erfüllung dieser schrecklichen Pflicht murrte.

Diese Schlachtopfer waren nicht die einzigen; dreihundert Schwarze vom Artibonite, die Belair gefolgt waren, ließ Dessalines umbringen, der jetzt die Weißen an den Schwarzen rächte, wie vor einigen Monaten vorher die Schwarzen an den Weißen.

Bald darauf erhob sich der Aufruhr im Norden. Sylla, ein Schwarzer, der allein zur Zeit der Abführung Toussaint's an einer Empörung gearbeitet hatte, trat von Neuem mit größerm Glück auf. Ein zweiter Macaya und Sans-Souci, ein noch geschickterer Anführer, leiteten den Aufstand in allen seinen Richtungen; der grausamste Feind war und blieb jedoch für die Franzosen die

Geißel der Krankheit, die den natürlichen Bundesgenossen der Schwarzen bildete. Ganze, erst kürzlich angekommene, Corps waren ohne Kampf von der Erde verschwunden. Die Anführer der regelmäßigen Truppen schienen indessen treu zu bleiben, und dieser Umstand war von großem Gewicht, denn die schwarzen Soldaten, gewöhnt an das Klima, konnten fast allein nur zum Kampfe mit den Empörern verwendet werden.

Bald sollte auch diese letzte Hülfsquelle versiegen und die grimmigste Feindschaft erzeugen. Der Beschluß vom 30. Floréal, der die Beibehaltung der Sklaverei in den unter Frankreich verbliebenen Colonien erklärte, vermöge des Vertrags von St. Amiens; beunruhigende Nachrichten über die Vollziehung dieses Beschlusses, die sich aus Guadeloupe und Martinique verbreiteten; eine Unterhaltung des Consuls mit dem berühmten Gregoire, bei welcher Gelegenheit jener gesagt hatte, „daß sein größter Wunsch wäre, in ganz Europa die Freunde der Schwarzen mit einem Trauerflor um den Kopf zu sehen"; und endlich die falsche oder wahre Erzählung von dem Menschenwucher, der auf St. Domingo selbst mit einigen aus Guadeloupe herübergeschleppten Farbigen getrieben worden sei; diese zusammentreffenden wirklichen oder scheinbaren Gefahren setzten alle Anführer der Schwarzen in brausende Gährung. Unter ihnen entfloh zuerst der Brigadechef Pétion, ein Mann von Kopf und Herz, dessen Abfall ein böses Vorzeichen für die Franzosen war, denn sie kannten seine Klugheit und hielten von diesem Augenblick die Partei für

gefährlich, der er gewagt hatte, sich in die Arme zu werfen.

Der Mulatte Clervaux, Präsident des Gerichts, das Belair zum Tode verurtheilt hatte, ließ sich bald darauf, den 16. September 1802, von Pétion zur Flucht bewegen und bedrohte das Cap, das den Tag vorher seinem Schutze anvertraut worden war. Die weiße Garnison des Platzes, welche die Krankheit auf 200 Mann und einige Soldaten von der Nationalgarde zusammengeschmolzen hatte, leistete tüchtigen Widerstand; aber während sie einem bewaffneten Feinde die Spitze bot, wurden mehr als zwölfhundert wehrlose gefangene Franzosen auf den nahen Schiffen theils getödtet, theils ins Meer geworfen; diese Unglücklichen, die sich auf Gnade und Ungnade ergeben hatten, waren am Morgen desselben Tages, gebunden an Händen und Füßen, auf die Rhede geschleppt worden. In der Nacht des siebzehnten Septembers ging Christophe, der, wie er selbst zu sagen beliebte, bis dahin ein „geneigter Zuschauer" des angehobenen Kampfes geblieben war, zu Clervaux und dessen Truppen über, die sich nach Grand-Rivière zurückgezogen hatten. Seinem Beispiele folgte wenige Tage nachher Dessalines, und ein dritter Abfall, der von Toussaint Brave, setzte die Macht der Franzosen an Weißen ungefähr auf 2,200 Mann herab, die letzten Trümmer eines so schönen und zahlreichen Heeres.

So standen die Sachen, als Leclerc den ersten November 1802 an den Folgen einer verzehrenden Krankheit starb, die schon seit längerer Zeit an seiner Gesundheit genagt hatte; der Kummer über

seine fehlgeschlagene, so stolz und kühn angekündigte Unternehmung kam als schleichendes Gift dazu, so daß man an kein anderes zu denken braucht, wiewohl das Gerücht davon geredet hat.

Es fehlte ihm weder Geist noch Anmuth des Betragens; das könnte man schon allein aus seiner Verheirathung mit Paulinen schließen. Er sprach mit Leichtigkeit und wußte die öffentlichen Gegenstände mit Feinheit und Klarheit zu behandeln; aber er kannte das menschliche Herz nicht und am wenigsten den sonderbaren, abweichenden Charakter der Schwarzen. Den Krieg führte er mit Thätigkeit nur zu schwankend und übermüthig; den Friedenszustand drückte er aus blinder Unterwürfigkeit gegen den starren Willen des Consuls mit Zerwürfnissen, Treulosigkeiten und Gewaltthaten.

Pauline zwang sich zu einer außerordentlichen Trauer über den Verlust ihres Gemahls, verrieth aber die eitele Schminke ihres Herzens dadurch, daß sie Humbert, einen der schönsten Männer im Heere, als Begleiter wählte. Sie kehrte mit dem einbalsamirten Leichnam über's Meer zurück. Als das Schiff im Hafen von Marseille erschien, so bezeugten die Einwohner, die sie hatten in ihren Mauern heranwachsen sehen, der jungen und reizenden Witwe, der Mutter eines Kindes, das sie neben dem Sarge bei sich hatte, und was mehr hieß, der Schwester des Consuls, ihr Mitgefühl durch schwarze Flore und Trauerguirlanden, mit denen sie den Hafen schmückten; ein pathetisches, anbefohlenes Possenspiel, das die Herzen nur leicht berührte. Das Leichenbegräbniß Leclerc's wurde

in Paris mit großem militärischen Pompe begangen; seine sterbliche Hülle erhielt einen Ehrenplatz im Pantheon, selbst die Kunst des Bildhauers mußte seinem Andenken öffentlich huldigen.

Siebente Periode.

Rochambeau folgt Leclerc als Oberbefehlshaber. — England erklärt Frankreich den Krieg. — Die Franzosen räumen St. Domingo. — Dessalines wird zum Gouverneur von St. Domingo ernannt und erhebt sich später zur Kaiserwürde. — Sein Tod.

Nach dem Tode Leclerc's ging der Befehl über die schwachen Reste des französischen Heeres auf Rochambeau über, dessen schon früher verschiedentlich gedacht worden ist. Er war von übler Gestalt, aber starkem Köperbau, sah rauh, hart und düster aus, wiewohl er Hang zum Wohlleben und zu den Ausschweifungen der Liebe hatte. Einige wollen ihm Empfänglichkeit für gesellige und selbst freundschaftliche Genüsse nachrühmen; sie rechnen vielleicht die Lustgelage dazu, denen er sich ohne Scheu und Schaam überließ. Mag es sein, daß er die Tugend für den Kreis des Privatlebens nicht ganz verachtete, daß er ihr selbst einen gewissen Werth zugestand; so hielt er sie doch in den öffentlichen Geschäften für drückenden, überflüssigen Bal-

last. Nach seinen politischen Grundsätzen und Gefühlen, die sich in der Anarchie der verschiedenen Verhältnisse mit starken revolutionären Stoffen gesättigt hatten, erlaubte er sich jede Gewaltthätigkeit, Räuberei und Grausamkeit, von der er sich die Erreichung seines Zweckes versprach; gut und recht dünkte ihm alles, was nutzte. Er suchte den Gehorsam durch die härtesten Maaßregeln zu erzwingen und die Empörung durch Schrecken zu erstikken. Das Verfahren Leclerc's schalt er zweideutig und langsam; wilde zermalmende Kraft war der Wahlspruch seiner Handlungen. Leclerc hatte sich abgearbeitet, dem Consul als Affe nachzukriechen; Rochambeau wollte ihm als Tiger zur Seite springen.

Die Herren, welche durch die Freilassung der Sklaven beträchtlich eingebüßt hatten, richteten hoffende Blicke auf ihn; sie wußten, daß er der Mann war, alles für ihren Vortheil zu thun, wenn er zugleich den seinigen dabei fand. Die Schwarzen hingegen fürchteten das Schlimmste von ihm; ohne die Metzelei in der Bai von Mancenille zu erwähnen, erinnerten sie sich noch sehr wohl, daß er sie als bloßer General mit Peitschenhieben hatte strafen lassen; das größte Schrecken verbreitete jedoch die Anrede, die er im Tone des Scherzes an ihre Töchter und Frauen bei einem Feste in Port-au-Prince richtete: „Ihr glaubtet — so sagte er zu ihnen — ihr wäret zu einem Balle eingeladen; aber ihr sollt zu eurem Begräbnisse tanzen, und ich habe die Kosten desselben übernommen." Der Saal war schwarz ausgeschlagen, mit Trauerflor geschmückt und mit Brandfackeln erleuchtet.

Rochambeau's Tyrannei fing nicht etwa, wie es sonst häufig geschehen ist und geschieht, mit trügerischer, lockender Güte an, sie brach vielmehr sogleich ohne Rückhalt und Schleier los, noch dazu im Geleite der Wollust. Er vergeudete einen Theil seiner Zeit an der Tafel oder auf Sopha's mit den Creolinnen, den leidenschaftlichsten Freundinnen des sinnlichen Vergnügens und den härtesten und rachsüchtigsten Gebieterinnen gegen ihre Sklaven; sie redeten mit ihm unter Scherzen, Spielen und Liebkosungen von nichts als Ketten, Peitschen, Gefängnissen und Todesstrafen. Dieser Unterricht schlug in seiner vorbereiteten Seele tiefe und starke Wurzeln.

Im französischen Heere herrschte der bitterste Unmuth, der häufig bis zur Gesetzlosigkeit stieg. Es gab Offiziere, welche die Empörung der Schwarzen geradezu gut und nothwendig nannten. Rochambeau verlangte blinden Gehorsam, und entwaffnete diese kühnen und freimüthigen Sprecher auf alle Weise, um seiner despotischen Willkühr einen unbeschränkten Spielraum zu öffnen.

Durch die frischen, herbeigekommenen Verstärkungen war die französische Macht wieder auf 20,000 Mann gestiegen, mit diesen vertrieb Rochambeau die Empörer aus dem Gebiet von Port-au-Prince, von Mole, St. Nicolas und aus den Bergen in der Nähe des Cap. Da es ihm vor allen Dingen darum zu thun war, seine Befehlshaberwürde durch irgend einen Sieg auszuzeichnen, so nahm er Fort-Dauphin und Port-de-Paix weg,

ohne das sonst etwas Merkwürdiges vorfiel; das war aber auch das Ende seiner Erfolge. Die Schwarzen legten keinen besondern Werth auf Festungen, die ihnen neben den Felsenschlössern ihrer Berge nur winzige Vermache schienen. Wurden sie auf einen Punkt zurückgetrieben, so brachen sie dafür auf einem andern hervor, so daß sie fortwährend an Kraft wuchsen; außerdem wurden sie von englischen Schiffen mit Lebensmitteln und Waffen versehen. Rochambeau war der Meinung, es gebe kein zuverlässigeres Mittel, ihre Hitze zu dämpfen, als ungeheure Strafen; man muß glauben, daß er die Ausrottung aller Schwarzen beschlossen hatte, für den Fall, daß er sie auf keine andere Weise unterwerfen könnte.

Die Meergegend des Cap wurde zum Schauplatz unerhörter Todesqualen ausgewählt. Aus Furcht, Maurepas, der zu den Franzosen übergegangen war, möchte sich auf die Seite der Empörer werfen, erging von Rochambeau an ihn die schriftliche Einladung, mit seiner Familie und seinen Truppen zu Wasser herbeizukommen, um, zur Belohnung seiner geleisteten Dienste, den Befehl über die Capstadt zu führen. Er war zufolge dieses Rufes kaum erschienen, als er nebst seinen Soldaten verrathen, verhaftet und entwaffnet wurde. Rochambeau erschöpfte seine barbarische Erfindungskraft in den grausamsten Zurüstungen, damit Maurepas nebst seinen vierhundert Schwarzen durch die Art und Weise ihres Todes ein recht abschreckendes Beispiel geben möchten. So beschloß man nach

kurzer Ueberlegung den Mord seiner Kinder; denn der teuflische Scharfsinn fürchtete, es könnten in ihnen Rächer des verübten Frevels aufwachsen. Maurepas wurde an den Mast eines Schiffes gebunden, der die Stelle des Galgens vertrat; die schändlichste Possenreißerei begleitete die Gräuelscene. Man setzte ihm nämlich einen alten Hut auf und heftete ihm alte Generalachselbänder mit Nägeln an, wie man sie beim Baue großer Schiffe braucht. Zugleich führte man seine Soldaten, Gattin und Kinder herbei, um sie unter seinen Augen zu ersäufen. Selbst die Henker schauderten bei diesem Anblick; es war ein Fest, bei dem auch Kannibalen erschrecken mußten. Die Bedauernswürdigen kamen sämmtlich im Meere um; stolzes Schweigen krönte würdig das Märtyrerthum der Freiheit. Maurepas wurde von den Würgern bis zuletzt aufgespart, die Verlängerung seiner Martern sollte die Furchtbarkeit derselben noch steigern. Er war ein tüchtiger und glücklicher Soldat; an Edelmuth wie an Tapferkeit gleich groß. Dem Herrn, welchem er als Sklave gedient hatte, bewahrte er eine unverbrüchliche Anhänglichkeit. Er legte bei der Beerdigung desselben seine Generalsuniform ab, um ihm mit eignen Händen ein tieferes Grab zu bereiten. Unter seinem Volke stand er als Führer in großem Ansehen, seine kriegerischen Vorzüge schmückte der Geist der Ordnung und Gerechtigkeit. Er hinterließ beträchtliche Reichthümer; sie fielen in die Hände der Plünderer. Daß er zu den Franzosen überging, war eine Schwachheit, für die er schwer gebüßt hat; aber wenig Menschen haben

die Kraft, in entscheidenden Augenblicken, dem Strom der Ereignisse zu widerstehen *).

Diese Schlächterei erfüllte das Lager der Schwarzen mit knirschender Wuth und diese stieg noch, als Rochambeau auf dem Cap fünfhundert Gefangene umbringen ließ. Man hatte an dem Richtplatz einen großen Graben gezogen, der ihnen zum Begräbniß dienen sollte. Dessalines brannte, Maurepas und seine Waffengefährten zu rächen, er stürzte wie ein Löwe gegen das Cap und nahm auf seinem furchtbaren Eilmarsch ein Corps Franzosen gefangen, welches die Zugänge der Capstadt vertheidigte. Unter Rochambeau's Augen ließ er aus Bäumen fünfhundert Galgen errichten und an jeden einen Franzosen knüpfen.

Rochambeau war kein Soldat, der bloß den Anstrengungen des Krieges lebte, er wälzte sich nebenher mit Lustdirnen und den Weibern der Colonisten in den Genüssen der Tafel und Liebe. Mehrere dieser Kreaturen hatten früher Toussaint mit Schmeicheleien und Gunstbezeigungen überhäuft, denn dieser war trotz seines Alters bei dem weiblichen Geschlecht ein glücklicher Eroberer gewesen; aber Rochambeau erhielt vor ihm noch den Vorzug, weil er sich von seinen Freundinnen als ein williges

*) Das Manifest, welches Christophe 1814 ergehen ließ, führte die oben beschriebene Ermordung Maurepas als ein Verbrechen des Generalkapitäns Leclerc auf. So sehr weichen häufig die Nachrichten selbst bei weltkundigen Thatsachen ab.

Werkzeug ihrer ausschweifenden Rache brauchen ließ, die sie vorzüglich gegen ihre Sklaven zu Hyänen machte. Während das Feldgeschrei der Freiheit in den Bergen umherdrang, galt an den Küsten unter der Losung der Sklaverei alles für Verbrechen. Wer öffentlich erschien, der wollte, so lautete die Auslegung, zu den Empörern stoßen; wer zu Hause blieb, der erwartete sie; wer Freude zeigte, der jubelte über das öffentliche Unglück; wer traurig war, der betrübte sich über die Verluste der Empörer; wer Briefe schrieb, correspondirte mit dem Feinde; wer sprach, der suchte den Aufstand zu verbreiten; wer horchte, der lauerte als Spion; wer einen Weißen nicht grüßte, beschimpfte in ihm den Herrn; die Tapferkeit hieß gefährlich, die Schwäche mitschuldig, die Unschuld listig. Man deutete die Gebehrde, das Lächeln, den Seufzer; man klagte das Stillschweigen als Verstocktheit an, und der Gedanke selbst war im Herzen, seinem letzten Zufluchtsort, unsicher.

Verschiedene Landeigenthümer klagten friedliche Sklaven aus blutgierigem Hasse als verdächtig an; Rochambeau, noch nicht zufrieden mit den bisherigen Orgien des Todes, befahl für diese neue Martern zu ersinnen. Man knüpfte sie aneinander und warf sie ins Meer; blieben sie schwimmend oben, so machte man wie zum Scherz Mordjagd auf sie. Die Hinrichtungen wechselten außerdem noch auf verschiedene Weise; bald schnitt man den vermeinten Empörern die Köpfe ab, bald beschwerte man ihre Füße mit Lasten, die sie in den Abgrund des Wassers hinabzogen, bald wurden sie auf den Schif-

fen im Schwefeldampfe erstickt. Nachts hörte man die Küsten entlang das einförmige schauderhafte Geräusch der Leichname, die von den Trabanten der Tyrannei ins Meer gestürzt wurden. Unter diesen Opfern befanden sich auch Priesterinnen, die nach dem frommen Aberglauben ihres Landes den Fetischen ihre Verehrung erwiesen hatten.

Die Capstadt gab zuerst den Schauplatz zahlreicher Hinrichtungen ab, sie waren jedoch auch an andern Orten nicht weniger häufig; bei Port-au-Prince schäumte das Meer ebenfalls von Blut, in und außer den Mauern standen Schaffote. Je mehr die Empörung zunahm, und sie wurde durch die entsetzliche Rache nur noch mehr angefacht, desto unmenschlicher und mannigfacher hielt auch die Strafe mit ihr Schritt. Endlich sah man auf dem Cap, in Fort Dauphin, Port-de-Paix, St. Marc, Port-au-Prince und an allen Küsten nur Peitschen, Galgen, Kreuze, Scheiterhaufen und Soldaten, Landeigenthümer, Schiffe und Matrosen, deren Geschäft war, Menschen zu tödten, zu ersticken, zu ersäufen, deren einziges Verbrechen in der Liebe zur Freiheit und im Abscheu der Sklaverei bestand.

Häufig glänzte noch auf dem Antlitze derer, die in den Tod gingen, die Gerechtigkeit und die Kraft der großen Sache, für welche sie starben. Sie zeigten eine ähnliche Entschlossenheit, Entsagung und Begeisterung, wie einst die Märtyrer des Christenthums. Chevalier, ein Anführer der Schwarzen, wankte innerlich beim Anblick der auf ihn wartenden Todesstrafe. Ach! sagte ihm seine Frau, du

weißt nicht, wie süß es ist, für die Freiheit zu sterben, und ohne sich von der Hand des Henkers berühren zu lassen, knüpfte sie sich selbst auf. Eine Mutter tröstete ihre Töchter, die weinend die Stätte des Todes betraten, mit den Worten: Freuet euch, euer Schooß wird keine Sklaven gebähren.

Diese Seelenstärke der Schwarzen unter allen Martern war so überraschend groß, daß verschiedene Weiße die Ursache derselben eher in ihrer besonderen Organisation finden wollten, als in dem Wunder der Freiheit. Sie meinten, die Fibern derselben würden so gewaltsam zusammengezogen, daß sie dadurch jede Empfindlichkeit für den Schmerz verlören. War die Rede davon, sie in die Sklaverei hinabzustoßen, so hielt man sie nicht für Menschen; sollten sie sterben, so sprach man ihnen das Gefühl des Leidens ab.

Selbst die Geschichte wurde in der Absicht, die Strafen des Todes zu schärfen, um Rath gefragt. Kinder, Weiber und Greise steckte man in Säcke, und übergab sie in diesem Zustande dem Meere oder den Flüssen; auf diese Weise kamen bei den Römern die Vatermörder um. Man erinnerte sich nicht umsonst, daß vor dreihundert Jahren auf demselben Boden die Spanier zur Verfolgung der Wilden Hunde gebraucht hatten. Man freute sich im Voraus, daß Hunde das Werk der Unterjochung vollenden würden, das bisher den Menschen mißlungen war. Rochambeau sandte ein Schiff nach Cuba ab, um daselbst eine ganze Ladung solcher künstlich im Mord aufgezogenen Bestien abzuholen.

Diese Thiere wurden systematisch zu dem Ge-

brauche abgerichtet, für welchen man sie bestimmte: eine klug berechnete Diät schärfte ihre natürliche Gefräßigkeit. War der Augenblick gekommen, wo sie durch fortgesetzte Entbehrungen hinlänglich vorbereitet schienen, so kündigte man mit einer großen Feierlichkeit den Tag, die Stunde an, wo sie auf Menschen Jagd machen sollten, denen man kein anderes Verbrechen als ihre schwarze Haut, die Mitgabe der Natur, andichten konnte. Die ganze Capstadt versammelt sich bei diesem Schauspiele, man bereitet Bankette um das Amphitheater, das sich in der Mitte eines Nonnenklosters erhebt und durch die Form der Zurüstungen stark und bitter an die mit Blut getränkten Circus der Römer erinnert; man stürzt darauf los, man drängt sich nach einem Platz. Das Zeichen wird gegeben, und das Schlachtopfer in Pomp gegen das fluchwürdige Holz fortgeschleppt; und als ob man in diesem Zustande der Vernichtung noch ein rettendes Wunder fürchte, wird es fest angebunden und so zu sagen an einen Galgen genagelt. Sogleich nekken, reizen und entflammen eifrige Treiber ihre Koppeln, indem sie dieselben der aufgestellten Beute bald näher, bald ferner bringen. Ist man versichert, daß die Wuth der Doggen aufs höchste gestiegen ist, so läßt man sie gegen den Menschen los, der ihnen zur Nahrung dienen soll. In demselben Augenblicke fallen die Hunde, die um so gieriger geworden sind, je länger man sie zurückgehalten hat, ihr Futter an, packen zugleich alle Theile des Körpers und zerstücken ihn um die Wette *).

*) Rainsford hat seinem Werke eine besondere le-

Diese Todesart wurde endlich so gemein, daß die grausame Schaulust kein Vergnügen mehr daran fand; man begnügte sich zuletzt, diejenigen, die zerfleischt werden sollten, den um die Stadt eingehegten Hunden bloß vorzuwerfen, und wenn diese den gesättigten und vom Blute gefärbten Rachen hängen ließen, so nahm das Eisen die Reste des kläglichen Lebens hinweg.

Einige Schiffskapitäne machten eine rühmliche Ausnahme von der allgemeinen Menschenwürgerei, sie nährten die Unglücklichen auf ihre Kosten, anstatt sie, zufolge des erhaltenen Auftrags, ins Meer zu stürzen, und brachten sie auf benachbarte Inseln oder in irgend eine von St. Domingo entfernte Gegend. Keiner unter ihnen zeigte mehr Menschlichkeit als Mazard. Nicht alle Schiffskapitäne bewiesen denselben Edelmuth; manche entrissen zwar die Schwarzen dem Tode, aber nur, um sie in der Ferne als Sklaven zu verkaufen. Bei einer solchen Gelgenheit gab der Gouverneur von Porto-Rico die schöne Antwort: „Wenn es Sklaven sind, mag ich sie nicht kaufen; sind es aber freie Menschen, so habt ihr kein Recht, sie feil zu bieten.“ Auch einige französische Generale unter ihnen, besonders Allix, ehrten die Rechte der Natur; sie äußerten ihr Mißvergnügen laut und versagten unmenschlichen Befehlen den Gehorsam. Sie wur-

---

senswerthe Abhandlung über die Abrichtung und den Gebrauch dieser sogenannten Bluthunde eingefügt. Chanlotte cri de la nature, pag. 50. 51. 52. 53.

den entfernt oder auf dem Felde der Gefahr in einen gewissen Tod geschickt.

Plötzlich erhob sich der Süden, der bis dahin einer tiefen Ruhe genossen hatte, aufgeschreckt durch die im Norden und Westen verübten Abscheulichkeiten. In dieser Provinz wohnten vorzüglich, wie schon früher bemerkt wurde, viele Farbige, die große Reichthümer besaßen und die Weißen überhaupt weniger haßten. Als sie sahen, daß ihnen wie den Schwarzen dieselbe Gefahr drohte, eilten auch sie zu den Waffen.

Es ist eben so unerfreulich als überflüssig, den fortdauernden Kampf in seinen einzelnen kleinen Bewegungen zu verfolgen; den zügellosen Charakter desselben hat die bisherige Erzählung hinlänglich ins Licht gesetzt.

England sah die wachsende Macht des Consuls mit Unruhe; es hatte nur Friede geschlossen, um ihm auf dem Meere eine Schlinge zu legen, über welches dasselbe unumschränkt herrschte. Das Unternehmen der Franzosen gegen St. Domingo kam den Engländern sehr zu gelegener Zeit, denn sie sahen vorher, daß es scheitern würde. Im Mai 1803 brach der Krieg zwischen England und Frankreich von Neuem aus; im Julius erschien eine englische Eskadre an den Küsten von St. Domingo. Die Franzosen, die im April die letzte Verstärkung erhalten hatten, waren fast ganz in die Capstadt eingeschlossen, und ihre Lagerplätze erstreckten sich um dieselbe nicht über zwei Meilen hinaus. Die Stadt wurde fest von Dessalines umzingelt, der den angekommenen Engländern ein

Parlementärschiff entgegensandte, um den Befehlshaber desselben einzuladen, mit ihm gemeinsame Sache gegen den gemeinschaftlichen Feind zu machen; zugleich ersuchte er ihn um Munition, woran er Mangel litt. Der englische Befehlshaber hielt sich nicht für ermächtigt, mit den Schwarzen in eine förmliche Verbindung zu treten; stand aber nicht an, mit ihnen einen freundschaftlichen Briefwechsel zu eröffnen und sich zur Einschließung des Cap anzuschicken; ein Vorhaben, das die Sache der Schwarzen wesentlich förderte. Eine der englischen Fregatten stellte sich im Osten des Stadthafens auf und kaperte nicht wenig Kauffahrteischiffe, die aus dem ehemaligen spanischen Antheile Lebensmittel einbringen wollten.

Der Muth der Schwarzen stieg mit den Gefahren ihrer Feinde; sie waren zu wachsam, als daß dieselben zu Lande noch irgend eine Unterstützung hätten heranziehen können. Rochambeau behauptete sich indessen in seiner Stellung mit einer Unerschrockenheit, wie sie eine bessere Sache verdient hätte; dabei nahm das Elend der Belagerten dergestalt zu, daß die Kriegsgeschichte nur wenige mitleidswürdigere Beispiele aufzuweisen hat. Man war gezwungen, die Anfälle des wüthenden Hungers mit dem Fleisch von Pferden, Maulthieren, Eseln und Hunden abzuschlagen.

Dieser Stand der Sache dauerte ungefähr bis gegen die Mitte des Novembers; um diese Zeit überwältigten die Belagerer einige Außenwerke und rüsteten sich darauf zu einem Sturm. Endlich mußte die Unbiegsamkeit Rochambeau's dem Zwange

der Nothwendigkeit weichen; er wußte zu gut, daß der Versuch eines Sturmes gelingen würde und fürchtete mit Recht, daß beim Eindringen des Feindes kein bewaffneter Franzose das Leben davon bringen werde: er bot also eine Capitulation an. Die Artikel derselben wurden den 19. September unterzeichnet; es war darin festgesetzt, daß die Franzosen innerhalb zehn Tagen das Cap françois und die dazu gehörigen Forts, mit der ganzen Artillerie, der Munition und den Magazinen, wie selbe vorhanden waren, räumen, sich unter kriegerischen Ehren und mit Sicherstellung ihres Privatvermögens auf die Schiffe zurückziehen und ihre Kranken oder Verwundeten in den Hospitälern lassen sollten; wogegen die Schwarzen für sie bis zu ihrer Genesung sorgen wollten, dann sollten sie auf neutralen Fahrzeugen nach Frankreich zurückgebracht werden.

Diese Bedingungen waren in der That günstiger, als die Umstände erwarten ließen. An demselben Tage, wo sie abgeschlossen wurden, sandte Rochambeau zwei Offiziere zu dem Befehlshaber der englischen Eskadre mit Vorschlägen über die Räumung des Cap; die angebotenen Vergleichspunkte wurden verworfen; man bestand auf anderen; Rochambeau fand sie unannehmbar: er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß die Jahreszeit die Behauptung der umliegenden Gegenden erschweren und ihm dadurch Gelegenheit zum Entschlüpfen gegeben würde.

Die Schwarzen pflanzten ihre Fahne den 30. November auf die Mauern des Cap und auf ver-

schiedene Forts; nun schickte der englische Commodore, der die Franzosen keine Anstalten zum Abzuge aus dem Hafen treffen sah, einen seiner Kapitäne ab, um sich von dem Verhalten Rochambeau's und seiner Truppen zu unterrichten. Bei seinem Eintritt in den Hafen wurde er an Bord des Schiffes geführt, auf dem sich Rochambeau befand; dieser bat ihn, die französische Eskadre unter englischen Schutz zu nehmen, und zu verhüten, daß die Schwarzen dieselben nicht mit glühenden Kugeln in den Grund schössen, wie sie gedroht hatten und wozu sie sich auch schon vorbereiteten. Diese Bitte wurde den Franzosen gewährt, und nach augenblicklicher Abfassung und Unterzeichnung einiger Artikel, erhielt Dessalines die unmittelbare Weisung, daß alle im Hafen befindlichen Schiffe sich den englischen Waffen ergeben hätten, und daß er so lange nicht auf sie feuern sollte, bis der Wind, der damals heftig und zwar gerade von Norden wehte, sich günstig für die Abfahrt geändert haben würde. Dessalines erhob gegen diese Forderungen Schwierigkeiten. Bald nach dem Vergleich trat für die Franzosen der erwünschte Wind ein; die drei Fregatten und siebzehn kleinen Fahrzeuge, welche die französische Seemacht am Cap ausmachten, gingen unter Segel, nach den festgesetzten Bedingungen unter französischer Flagge, hierauf feuerten sie eine Ladung ab, zogen die Flagge ein und ergaben sich.

Noch war eine Abtheilung Franzosen im Besitz des Mole, unter dem Befehle des Generals Noailles; der englische Commodore forderte ihn auf zu

capituliren. Er wich mit der Versicherung aus, daß er noch auf fünf Monate Lebensmittel habe. Indessen räumte er die folgende Nacht, am zweiten December, den Platz. Von sechs Schiffen, auf denen sich seine Mannschaft befand, entkam allein die Brigg, welche der General bestiegen hatte; die anderen fünf nahmen die Engländer und führten sie nebst den von Rochambeau ausgelieferten nach Jamaika.

So endete diese jammervolle Unternehmung, die den Franzosen in weniger als zwei Jahren mehr als 60,000 Menschen kostete; es waren allein funfzehnhundert höhere Offiziere und gegen 800 Gesundheitsoffiziere umgekommen. Die Schwarzen hatten über 12,000 Mann verloren; ein Augenzeuge aus der französischen Armee sagt aus, daß über 4,000 derselben durch Meuchelmord unter dem Schwerte des Henkers, unter dem Feuer der Musketen oder in jenen Ersäufungsfesten umkamen, durch welche Carrier in Nantes auf die fluchwürdigste Weise unsterblich geworden ist.

Der Consul, welcher die Klagen des Unglücks nicht liebte, hörte noch weniger auf sie. Er klagte nach seiner Gewohnheit das Meer, das Klima, die Krankheiten an und erklärte, daß ihm der Sieg nur durch die Macht der Elemente hätte entrissen werden können. Diese Entschuldigung war gegründet; daß er aber diese feindseligen Kräfte bei seinem Angriffe so ganz aus der Rechnung gelassen hatte, als müsse sich selbst die Natur vor seinem Namen fürchten; daß er so weit gegangen war, Männern wie Vincent, die es wagten, ihn an die augen-

scheinlichen Gefahren zu mahnen und davor zu warnen, zürnend und strafend den Rücken zu kehren; das ist und bleibt eine von jenen verderblichen Launen, zu denen ihn das Gefühl seiner falschen Allmacht nur zu oft hingerissen hat. Doch auf einem gewissen Punkte ist es schwer, Maaß zu halten; hätte Napoleon sich selbst bezwingen können, so wäre er nie Kaiser der Franzosen geworden; in der Geschichte der Menschheit würde er aber vielleicht höher stehen.

Die Zeit, die zwischen der Einstellung der Feindseligkeiten und der Abreise der Franzosen verfloß, wandten die Schwarzen zu Vorbereitungen für den neuen Zustand der Dinge an. Die erste Machthandlung, die Dessalines als Oberbefehlshaber ausübte, denn auf diesen Posten war er jetzt erhoben, mehr durch die Macht der Umstände, als durch freie Wahl, bestand in einem Aufrufe an die Einwohner von Cap français, um die Besorgnisse zu zerstreuen, denen sie bei der bevorstehenden Veränderung Raum gaben. Er sagte ihnen, daß der geführte Krieg von keiner Seite in Beziehung mit den Landeigenthümern der Colonie gestanden und daß derselbe gleichmäßig die Ruhe der Einwohner von allen Farben habe sichern sollen. Er erklärte, daß er unter den gegenwärtigen Umständen ein gleiches Betragen beobachten werde, indem er zugleich bemerkte, daß die Behandlung der Einwohner aller Klassen in Jérémie, Cayes, Port-au-Prince ein gewisses Unterpfand seiner Redlichkeit und seiner Ehre sei. Er lud diejenigen ein, die Lust hatten, ihr Vaterland zu verlassen, da zu bleiben,

unter der Versicherung, daß sie unter seiner Regierung Schutz und Sicherheit finden würden; er kündigte ferner an, daß alle diejenigen, die gesonnen wären, dem französischen Heere zu folgen, es ungehindert thun könnten.

Den Tag vor Räumung des Platzes erschien ein anderer Aufruf, unterzeichnet von Dessalines, Christophe und dem Mulatten Clervaux.

„Im Namen der Schwarzen und Farbigen."

„Die Unabhängigkeit von St. Domingo wird hiermit öffentlich erklärt. Im wiedererlangten Besitze unsrer ursprünglichen Würde haben wir unsere Rechte gesichert; wir schwören, sie niemals an irgend eine Macht der Erde abzutreten. Der schreckliche Schleier des Vorurtheils ist zerrissen; sey es für immer! Wehe dem, der die blutigen Stücke desselben wieder vereinigen möchte!"

„Ihr Eigenthümer von St. Domingo, die ihr in fremden Gegenden umherirrt, wir verbieten bei der Bekanntmachung unserer Unabhängigkeit Niemanden unter euch, wo ihr auch sein möget, wieder zu seinem Eigenthume zurückzukehren! weg mit diesem Gedanken! Wir wissen sehr wohl, daß mehrere unter euch ihren alten Irrthümern entsagt, die Ungerechtigkeit ihrer ausschweifenden Forderungen abgeschworen und das gute Recht der Sache anerkannt haben, für welche unser Blut seit zwölf Jahren geflossen ist. Die Personen, welche uns diese Gerechtigkeit gewähren, werden wir als Brüder behandeln: mögen sie für immer auf unsere Achtung und Freundschaft rechnen; mögen sie zu uns zurückkommen; der Gott, wel-

cher uns beschützt, der Gott der freien Menschen, untersagt uns, unsere siegreichen Waffen gegen sie zu kehren. Was diejenigen betrifft, die, verhärtet im tollen Stolze, eigennützige Sklaven einer strafwürdigen Anmaßung, blind genug sind, sich für den wesentlichen Auszug der menschlichen Natur zu halten, die da versichern, daß sie der Himmel zu unsern Herren und Tyrannen erschaffen hat; mögen diese nie dem Boden von St. Domingo nahen: wenn sie kommen, so werden sie Ketten und Verbannung finden. Mögen sie bleiben, wo sie sind, und gepeinigt von einem nur zu sehr verdienten Elende, erdrückt von der Achtung gerechter Menschen, deren sie lange gespottet haben, ihr Leben fortführen, unbeklagt und unbemerkt."

„Wir haben geschworen, ohne alle Gnade mit denjenigen zu verfahren, die es wagen sollten, zu uns von Sklaverei zu reden: wir werden unerbittlich, vielleicht selbst grausam gegen die Truppen sein, die, in Vergessenheit der Sache, für welche sie seit 1789 gekämpft haben, aus Europa herüber kommen dürften, um unter uns Tod und Sklaverei zu verbreiten; nichts wird uns als Opfer zu theuer, nichts Menschen unausführbar sein, denen man das erste aller Güter entreißen will. Müßten wir Ströme von Blut vergießen, müßten wir, um unsere Freiheit zu retten, sieben Achtel der Erdkugel in Feuer setzen, wir werden uns unschuldig glauben vor dem Richterstuhle der Vorsehung, welche die Menschen nicht geschaffen hat, um sie unter einem harten und schimpflichen Joche seufzen zu lassen."

„Wenn bei den vorhergegangenen Bewegungen einige Landeigenthümer, über die wir uns nicht zu beklagen hatten, Opfer der Grausamkeit der Soldaten oder Landbebauer geworden sind, weil diese, verblendet durch die Erinnerung der erlittenen Uebel, nicht im Stande waren, die guten und menschlichen Landeigenthümer von den unempfindlichen und grausamen zu unterscheiden; so klagen wir mit allen edlen Seelen über ihr bejammernswürdiges Loos, und wir erklären vor der Welt, was auch übelgesinnte Leute sagen mögen, daß diese Mordthaten gegen den Wunsch unserer Herzen vorgefallen sind. Es war unmöglich, zumal in der Crisis, welche die Colonie heimsuchte, diesen Scheußlichkeiten zuvorzukommen oder ihnen Einhalt zu thun. Diejenigen, die auch nur einen schwachen Vorgeschmack von der Geschichte haben, wissen, daß ein Volk, sei es noch so wohl geordnet, wenn es die Beute bürgerlicher Unruhen wird, sich allen Arten von Ausschweifungen überläßt, und daß das Ansehen der Anführer, zu schwach in einer Zeit der Umwälzung, nicht alle Schuldige bestrafen kann, ohne sich unausgesetzt neue Schwierigkeiten zu erschaffen. Allein die Morgenröthe des Friedens läßt uns das Licht einer weniger stürmischen Zukunft erblicken; jetzt, wo die Ruhe des Friedens den Zerrüttungen eines fürchterlichen Kriegs gefolgt ist, muß ganz St. Domingo eine neue Gestalt gewinnen und seine Regierung wird die der Gerechtigkeit sein."

„Gegeben im Hauptquartier zu Fort-Dauphin, den 22. November 1803."

Im Besitze der Freiheit beschlossen die Schwarzen, den Namen, welchen ihre Insel den europäischen Eroberern verdankte, zu vertilgen, und dafür ihren alten Namen Hayti wieder ins Leben zu rufen. Dieß wurde in den letzten Tagen des Jahres 1803 entschieden. Am ersten Januar des folgenden Jahres unterzeichneten die Generale und Anführer des Heeres im Namen des Haytischen Volkes eine förmliche Unabhängigkeitserklärung und entsagten durch einen feierlichen Eid Frankreich für immer, indem sie sich selbst der Nachkommenschaft und der Welt zuschworen, eher zu sterben, als sich von Neuem der europäischen Herrschaft zu unterwerfen. Zu gleicher Zeit ernannten sie Johann Jacob Dessalines auf Lebenszeit zum Generalgouverneur, mit der Gewalt, Gesetze zu geben, über Krieg und Frieden zu verfügen und seinen Nachfolger zu ernennen.

Die neue Regierung ermunterte sogleich die nach den vereinigten Staaten von Nordamerika geflüchteten Neger und Mulatten zur Rückkehr. Bei den ersten Unruhen hatten viele reiche Landeigenthümer die Insel verlassen und sich nach dem Festlande gewendet, nicht ohne ihre Sklaven, von denen sie aber die Noth bald losriß; es fehlte ihnen an Mitteln zur Rückkehr in ihr Vaterland. Dessalines erließ einen Aufruf, durch welchen er den Kapitänen der amerikanischen Schiffe die Summe von 40 Dollars für jeden eingeborenen Schwarzen oder Farbigen anbot, den sie nach Hayti zurückbringen würden. Der bekannte Charakter des Dessalines verbietet, diesen Schritt als eine Handlung reiner

Menschlichkeit anzusehen; seinem Heere that eine Ergänzung noth, und die männliche Bevölkerung, erschöpft durch den Krieg, legte ihm das Gesetz auf, diesen Ausgewanderten alle Häfen des Landes zu öffnen.

Der Generalgouverneur griff noch zu einer ganz anderen Maaßregel: in den Unterhandlungen mit einem englischen Geschäftsführer von Jamaika trug er der Regierung desselben außer anderen Handelsvortheilen an, die Negerschiffe in die Häfen einzulassen und Großbritannien das ausschließende Vorrecht des Sklavenhandels auf Hayti einzuräumen. Er wollte nämlich aus diesem Menschenwucher Soldaten und nicht Sklaven ziehen; ein amerikanischer Reisender, der sich über diesen Gegenstand verschiedentlich mit ihm unterhalten, erzählt, daß Dessalines, gegen den er sein Mißfallen darüber äußerte, weil ein solches Verfahren den schändlichen Sklavenhandel an der afrikanischen Küste aufmuntere, sich mit der Bemerkung vertheidigte, es würde jährlich dieselbe Menge von Menschenopfern ausgeführt, möge er dafür oder dagegen stimmen, und er erleichtere noch obendrein das Loos dieser Unglücklichen, indem er aus ihnen Soldaten mache und sie von der Sklaverei befreie, die ihrer in den westlichen Colonien warte.

Als das Cap von den französischen Truppen geräumt wurde, war den französischen Einwohnern die Erlaubniß und die Gelegenheit gewährt worden, mit ihren bewaffneten Landsleuten abzugehen; allein die Gefahr eines Versuchs, ihr Geld und bewegliches Eigenthum in Gegenwart der englischen

Eskadre, die den Hafen einschloß, mitnehmen zu wollen, hatte sie fast alle zum Dableiben bestimmt, und so waren sie wider ihren Willen der Treue oder vielmehr der Willkür des Generalgouverneurs überlassen. Man wußte, daß fast alle diejenigen Weißen, die Christophe bei seinem Rückzuge vom Cap mitgenommen hatte, nach Abschluß des Friedens zwischen Leclerc und den Schwarzen in Sicherheit zurückgekehrt waren: man hatte erfahren, daß sie während der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit von Toussaint und seinen Unterbefehlshabern gut behandelt worden waren. Toussaint war nicht mehr; man kann aber mit Grund annehmen, daß die Hoffnungen der weißen Einwohner von Cap français und der anderen Inselgegenden nicht würden betrogen worden sein, wäre nicht Dessalines der Nachfolger dieses Anführers gewesen.

Man kennt die geheimen Absichten des Generalgouverneurs nicht, die ihn bewogen, der weißen Bevölkerung Sicherheit und Schutz zu versprechen; indessen waren kaum einige Wochen vergangen, so sann er auf die Zerstörung derselben. Sobald als er zum Generalgouverneur auf Lebenszeit ernannt war, ließ er einen Aufruf ergehen, in dem er mit Bitterkeit alle Verbrechen der Franzosen aufrührte und gegen sie die Rache der Schwarzen aufbot.

„Es ist nicht genug — sagte er bei dieser Gelegenheit — die Barbaren aus unserm Lande vertrieben zu haben, die es seit Jahrhunderten mit Blut überströmten; auch die bisherige allmälige Unterdrückung jener Parteien reicht nicht hin, die sich durch das

Trugbild von Freiheit verblenden ließen, welches Frankreich ihnen vorhielt; man muß durch eine letzte Handlung des Volksansehens das dauernde Reich der Freiheit in dem Lande, das unser väterliches Erbtheil und unsere Eroberung ist, sichern; man muß der unmenschlichen Regierung, die uns in einer entehrenden Erstarrung festhalten wollte, die Hoffnung benehmen, uns von Neuem in Fesseln zu legen. Die Generale, welche unsere Anstrengungen gegen die Tyrannei geleitet haben, sind mit ihrem Werke noch nicht zu Ende. Der französische Name verbreitet noch Trübsinn auf unserm Gebiete, und alles erinnert uns an die Grausamkeit dieses barbarischen Volkes. Unsere Gesetze, Gewohnheiten, Städte, Alles trägt das Gepräge Frankreichs. Was sage ich? es wohnen noch Franzosen unter uns! wann werden wir, Opfer unserer Leichtgläubigkeit und Duldsamkeit, überwunden nicht durch französische Waffen, sondern durch die listige Beredtsamkeit ihrer öffentlichen Wortführer, wann werden wir endlich müde werden, mit ihnen dieselbe Luft einzuathmen? Was haben wir mit diesen Blutmenschen gemein? Ihre Grausamkeit, verglichen mit unserer Mäßigung, ihre Farbe gegen die unsrige gehalten, die Weite des Meeres, das uns von ihnen trennt; unser Klima, das sie dem Tode weiht, alles sagt uns deutlich, daß sie nicht unsere Brüder sind, daß sie es nie sein können und daß, wenn sie Zuflucht unter uns finden, sie als Anstifter neuer Verwirrungen und neuer Spaltungen auftreten werden. Bürger, Männer, Frauen, Kinder und Greise, werft die Augen um euch her;

durchlauft die ganze Ausdehnung dieser Insel; sucht ihr auf ihr eure Weiber, eure Gatten, eure Brüder, eure Schwestern: was sage ich? sucht ihr auf ihr Säuglinge? was ist aus ihnen geworden? Statt dieser herzergreifenden Opfer erblickt das erschreckte Auge nur ihre Meuchelmörder, blutbefleckte Tiger, deren Gegenwart euch eure Unempfindlichkeit und eure zögernde Rache vorwirft. Was säumt ihr, die Manen derselben zu befriedigen? Glaubt ihr, daß eure Asche friedlich neben euern Vätern ruhen kann, wenn ihr die Tyrannen nicht vertilgt? Wollt ihr zu ihnen hinabsinken, ohne sie gerächt zu haben? Nein, ihre Gebeine würden die eurigen zurückstoßen. Und ihr, wakkere Leute, tapfere Krieger, die ihr unempfindlich für eure besonderen Leiden, durch Verschwendung eures Blutes die Freiheit wieder aufgeweckt habt, wisset, daß dadurch nichts gethan ist, wenn ihr den Völkern nicht ein fürchterliches aber gerechtes Beispiel der Rache gebt, die ein tapferes Volk nimmt, das seine Freiheit wieder errungen hat und entschlossen ist, sie zu behaupten. Laßt uns diejenigen schrekken, die damit umgehen möchten, sie uns wieder zu rauben und fangen wir mit den Franzosen an. Zittern müssen sie, wenn sie unseren Küsten nahen, wo nicht vor der Erzählung ihrer begangenen Grausamkeiten, wenigstens vor der Furchtbarkeit unsers gefaßten Entschlusses; opfern wir jeden Franzosen dem Tode, der es wagen wird, dieses Land der Freiheit durch seine Gegenwart zu besudeln."

„Sklaven — laßt dieses unselige Beiwort der französischen Nation, sie hat verdient, nicht mehr

frei zu sein. Was uns betrifft, laßt uns einen andern Weg einschlagen. Ahmen wir den Völkern nach, die, auf die Zukunft blickend, und aus Furcht, der Nachwelt ein Beispiel von Feigheit zurückzulassen, lieber ihr Leben daran setzten, als daß sie sich aus der Liste freier Völker streichen ließen; hüten wir uns zu gleicher Zeit, daß nicht der Geist des Proselytismus unser Werk zerstöre. Friede mit unsern Nachbarn; aber verflucht sei der französische Name; Frankreich ewiger Haß! Das sind unsere Grundsätze. Schwört also unabhängig zu leben, den Tod allem vorzuziehen, was euch unter das Joch zu beugen sucht; schwört, die Feinde unserer Unabhängigkeit unablässig zu verfolgen."

Im Monat Februar machte die Regierung einen weniger heftigen Aufruf bekannt, dem man nichts vorwerfen kann, als den Bruch der versprochenen Amnestie. Sie schrieb eine gerichtliche Untersuchung gegen die Urheber und Mitschuldigen der unmenschlichen, unter Leclerc und Rochambeau kalt verübten Metzeleien vor: mehr als 60,000 Schwarze, so besagte der Aufruf, in welchem die Uebertreibung aus dem Gefühle der Rache sprach, waren ersäuft, erstickt, aufgehängt oder erschossen worden.

Die Einwohner und das Heer waren im Allgemeinen dergestalt zur Mäßigkeit geneigt, daß alle diese Aufreizungen, die in Erinnerung der letzten Mißhandlungen in jedem andern Lande würden ein allgemeines Blutbad erregt haben, gänzlich bei einem Volke ihre Wirkung verfehlten, das des Krieges und Blutvergießens müde war und nur nach der Ruhe des Friedens verlangte.

Nachdem Dessalines einige Zeit vergebens daran gearbeitet hatte, das Volk zum Werkzeug seiner blutdürstigen Entwürfe zu machen, entschloß er sich zuletzt, dieselben durch militärische Hülfe auszuführen: er wandte sich gegen die Städte, wo Franzosen zurückgeblieben waren, und diese Unglücklichen, von denen einige durch besondere Verwendungen gerettet wurden, deren Grund ihnen höchlich zur Ehre gereichte, mußten unter Aufsicht und unter dem Befehl des Oberbluthundes über die Klinge der Truppen springen, die er zu diesem schrecklichen Dienste bestimmt hatte.

Diese Schlächterei dauerte unausgesetzt unter derselben Verfahrungsweise und unter demselben Gehorsam fort. Man hatte Sorge getragen, daß die auf der Insel wohnhaften Fremden, die keine Franzosen waren, nicht in ihren Untergang verwickelt wurden.

Auf dem Cap, wo diese tragische Scene in der Nacht des 20. April Statt fand, wurde des Abends aus Furcht eines Fehlgriffes eine starke Wache vor die Häuser aller Amerikaner ausgestellt, mit dem Befehl, Niemand, wer es auch sein möchte, einzulassen, selbst keinen schwarzen General ohne Einwilligung seines Gebieters, und dieser Befehl wurde so pünktlich vollstreckt, daß einige dieser bevorrechteten Personen, die den Franzosen einen Zufluchtsort eingeräumt hatten, in die Lage kamen, sie bis zum Ende der Metzelei schützen zu müssen.

Die französischen Priester, Wundärzte und einige andere, die während des Krieges Menschlichkeit gegen die Neger gezeigt hatten, ungefähr der

zehnte Theil der Gesammtmasse, wurden verschont. Das Morden war übrigens allgemein: weder das Geschlecht noch Alter fand Gnade; auch konnte die den Amerikanern gewährte persönliche Sicherheit ihr Gefühl gegen die Schauder dieser Nacht unmöglich schützen. In kurzen Zwischenräumen hörten sie die Axt gegen die Thür irgend eines benachbarten Todesopfers schlagen und selbe aufbrechen: unmittelbar darauf folgte durchdringendes Geschrei, dann bedeutungsvolles Schweigen, und wenige Minuten darauf vernahm man den Tritt der Soldaten, die auf ein anderes Haus zugingen, um das Werk des Mordes zu erneuern.

Hier eine erschütternde Thatsache, um den Charakter des Dessalines zu bezeichnen, dessen Grausamkeit mit seiner Treulosigkeit wetteiferte.

In den öffentlichen Blättern erschien ein Aufruf, der erklärte, daß die Verbrechen der Franzosen nun hinlänglich die verdiente Rache gefunden hätten; zugleich wurden alle diejenigen, die dem Blutbade entkommen waren, aufgerufen, auf dem öffentlichen Platze zu erscheinen, um daselbst Sicherheitskarten zu empfangen. Die armen Uebriggebliebenen, welche früher die Gefahr vorausgesehen und vermieden hatten, kehrten jetzt in schwacher Anzahl aus ihren Schlupfwinkeln zurück und kamen auf dem öffentlichen Platze zusammen. Aber statt den versprochenen Schutz zu erhalten, wurden sie sogleich auf den Richtplatz abgeführt und erschossen. Den Bach, welcher durch die Stadt des Cap français fließt, röthete im buchstäblichen Sinne ihr Blut.

Diese Maaßregeln der Rache hatten durchaus nicht die allgemeine Stimme für sich, selbst die Waffengefährten des Dessalines waren größtentheils dagegen. Die Mißbilligung Christophe's war bekannt, obschon das Interesse seiner eigenen Erhaltung ihn abhielt, offen dagegen einzuschreiten. Telemaque, ein Schwarzer, und ein anderer Offizier waren nicht so klug: sie ließen ihren Abscheu laut reden. Man bestrafte sie auf der Stelle, indem man sie zwang, mit eigenen Händen zwei in dem Fort aufbehaltene Franzosen zu erdrosseln.

Uebrigens gab sich Dessalines keine Mühe, die Verantwortlichkeit wegen der ausgeübten und befohlnen Frevel auf andere zu wälzen. In dem folgenden zu Ende Aprils an die Einwohner von Hayti gerichteten Aufrufe rühmt er sich ihrer großthuend, und macht mit Stolz die Ueberlegenheit seines Geistes über die engen Rücksichten geltend, die sich etwa diesem großen Schlage der Strenge widersetzen möchten, und indem er die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit desselben zu beweisen sucht, nimmt er zugleich die Miene an, sein System als Gegensatz zu dem des Toussaint aufzustellen, unter der Beschuldigung, es habe diesem Anführer, wo nicht Festigkeit, doch Treue gegen seine Kaste gemangelt. Jener Aufruf lautet also:

„Die gräßlichsten, bis dahin unerhörten Verbrechen, welche die Natur könnten schaudern machen, sind von den Franzosen begangen worden."

„Endlich hat die Stunde der Rache geschlagen und die unversöhnlichen Feinde der Menschenrechte haben die ihnen gebührende Strafe empfangen."

„Mein über ihre Köpfe erhobener Arm hat lange mit seinen Streichen gezögert. Bei diesem von der göttlichen Gerechtigkeit herbeigerufenen Zeichen haben eure streng bewaffnten Hände mit Erfolg die Axt gegen den Baum der Sklaverei und des Vorurtheils geführt. Vergebens hatte ihn die Zeit und noch mehr die höllische Politik der Europäer mit dreifachem Erze umgeben; ihr habt ihm diese seine Umhüllung genommen und sie auf euer Herz gelegt, und ihr seid wie eure Feinde grausam und mitleidslos geworden.“

„Wie ein übertretender Strom, der alles auf seinem Wege zertrümmert, hat eure rächende Wuth alles niedergerissen, was sich ihrem ungestümen Fortsturze entgegenstellte. Mögen sie alle umkommen, die Tyrannen der Unschuld, die Unterdrücker des Menschengeschlechts!“

„Und ach! seit mehreren Jahrhunderten unter ein eisernes Joch gekrümmt, ein Spielzeug für die Leidenschaften, die Ungerechtigkeiten der Menschen und die Launen des Schicksals, verstümmelte Opfer der französischen Lüste, würden wir, nachdem wir noch einmal mit unsern Arbeiten diese unersättlichen Presser bereichert hätten, mit einer beispiellosen Geduld und Entsagung, würden wir diese gottlästernde Horde von Neuem nach unserer Zerstörung haben trachten sehen, ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters; und wir, die sie kraft- und muthlose Menschen nannten, wir hätten in ihre Brust nicht den Dolch der Verzweiflung getaucht: wo ist irgend ein Haytier in solchem Grade niedrig gesinnt und seines Stammes unwürdig,

daß er nicht glauben sollte, er habe durch die Vertilgung dieser blutdürstigen Tiger die Beschlüsse des Himmels erfüllt? Wenn es einen giebt, laßt ihn entfliehen; die Natur reiße ihn in ihrem Unwillen aus unserm Schooße. Laßt ihn seine Schande weit von uns mitschleppen: die Luft, welche wir athmen, kann seinen empfindungslosen Organen nicht zusagen; es ist die Luft der Freiheit, rein, hehr und siegreich!

„Ja, wir haben diesen Menschenwürgern Krieg um Krieg, Verbrechen um Verbrechen, Schmach um Schmach vergolten. Ja, ich habe mein Vaterland gerettet, ich habe Amerika gerächt! Das Geständniß, welches ich im Angesichte des Himmels und der Erde ablege, ist mein Stolz und mein Ruhm: was gilt mir die Meinung, die meine Zeitgenossen und die künftigen Geschlechter über mein Betragen fällen werden? Ich habe meine Pflicht gethan, ich selbst billige mein Verhalten, das ist mir genug."

„Allein die Erhaltung meiner unglücklichen Brüder und das Zeugniß meines Gewissens sind nicht meine einzige Belohnung. Ich habe zwei Menschenklassen gesehen, dazu da, um sich zu lieben, zu helfen, sich gegenseitig zu schützen, zusammengemischt und verbreitet über einen und denselben Erdtheil, die um Rache schreien und sich um die Ehre des ersten Streiches streiten: Schwarze und Gelbe (Mulatten), welche die treulose Politik der Europäer so lange zu entzweien gesucht hat, ihr, die ihr jetzt vereint seid und nur eine Familie ausmacht, es war ohne Zweifel nothwendig, daß eure

vollkommene Vereinigung mit dem Blute eurer Mörder versiegelt wurde. Dieselben Drangsale haben auf euren geächteten Häuptern gelastet, dieselbe Kampflust, eure Feinde nieder zu schlagen, hat euch ausgezeichnet. Dasselbe Schicksal ist euch vorbehalten und eure gemeinschaftlichen Interessen werden euch künftig unzertrennlich verbinden. Bewahrt diese köstliche Eintracht, diese glückliche Verbindung; sie ist das Unterpfand eures Glücks, eurer Freiheit, eurer Erfolge; sie macht das Geheimniß der Unüberwindlichkeit aus."

„Um diese Vereinigung zu befestigen, ist es nothwendig, euch an die gegen unser Geschlecht verübten Abscheulichkeiten zu erinnern. An das vorher überlegte Würgen der gesammten Bevölkerung der Insel mit kaltem Blute, beschlossen in der Stille des Kabinets! Die Ausführung dieses entsetzlichen Vorhabens wurde mir schamlos angetragen, als sie bereits von den Franzosen war angefangen worden, mit der Ruhe und Heiterkeit einer Haltung, die an solche Verbrechen gewöhnt ist."

„An das geplünderte und verwüstete Guadeloupe, an die noch vom Blute seiner Kinder rauchenden Trümmer, an die Weiber und Greise, die das Schwert niedergemacht hat! An Pelagius selbst, das Opfer ihres Treuebruchs, nachdem er sein Vaterland und seine Brüder niederträchtig verrathen hatte! An den braven und unsterblichen Delgresse, der mit dem Fort in die Luft flog, dessen Vertheidigung er den Ketten vorzog, die auf ihn warteten! Großherziger Krieger! dein edler Tod, weit davon entfernt, unsern Muth zu schwächen, wird nur

dazu dienen, in uns den Entschluß zu stärken, dich zu rächen oder dir zu folgen. An das klägliche Schicksal unserer in Europa zerstreuten Brüder, und an den fürchterlichen Vorläufer des Todes, an diesen auf Martinique verübten schrecklichen Despotismus! Unglückliches Volk, könnte ich dir zu Hülfe eilen und deine Ketten brechen! Ach! eine unübersteigliche Schranke trennt uns; aber vielleicht wird sich ein Funke des Feuers, welches uns entflammt, in deinem Herzen entzünden, vielleicht wirst du beim Geräusch dieser Revolution, plötzlich aufgeweckt aus deiner Schlafsucht, mit den Waffen in der Hand, deine heiligen und unverletzlichen Rechte zurückfordern."

„Nach dem furchtbaren Beispiele, welches ich gerechter Weise gegeben habe und welches die göttliche Gerechtigkeit früh oder spät, hinweg über die gemeine Schwäche, auf das Land der starken Geister herabsendet, zur Zerstörung und zum Schrekken der Bösewichter, zittert, tyrannische Usurpatoren, ihr Geißeln der neuen Welt, unsere Dolche sind geschärft, eure Strafe ist vor der Thür! Sechszigtausend Mann, gerüstet, abgehärtet zum Kriege, brennen, im Gehorsam gegen meine Befehle, den Manen ihrer meuchlings ermordeten Brüder ein neues Opfer darzubringen. Laßt dieses Volk kommen, wenn es unsinnig und rasend genug ist, mich anzugreifen. Schon erhebt sich bei seiner Ankunft der zürnende Genius von Hayti drohend aus dem Grunde des Weltmeeres; er empört die Wogen, reizt die Stürme auf und zerstreut und zerstört mit seiner mächtigen Hand die Flotten; die Gesetze der

Natur beugen sich vor seiner furchtbaren Stimme, Uebel, Pest, Hungersnoth, Feuer, Gift stehen zu seinen Befehlen. Aber warum zählen auf die Hülfe des Klima's und der Elemente? Habe ich vergessen, daß ich einem Volke gebiete, dessen Muth die Hindernisse zurückwirft und durch Gehorsam wächst! Lasset sie kommen, die menschenwürgenden Horden! Ich erwarte sie festen Fußes und ruhigen Blicks. Ich werde ihnen frei die Küste und die Orte überlassen, wo Städte gestanden haben; aber wehe denen, die unsern Bergen näher kommen, es wäre besser für sie gewesen, der Abgrund des Meeres hätte sie verschlungen, als zerrissen zu werden von den wüthenden Händen der Kinder von Hayti."

„Unaufhörlicher Krieg bis zum Tode der Tyrannen! das ist mein Wahlspruch! Freiheit, Unabhängigkeit, das ist unser Feldgeschrei."

„Generale, Offiziere, Soldaten, ich bin, verschieden von meinem Vorgänger, dem ehemaligen Befehlshaber Toussaint Louverture, dem Versprechen treu geblieben, das ich euch ablegte, als ich die Waffen gegen die Tyrannei ergriff, und so lange ich lebe, werde ich meinen Eid halten. Niemals wird ein Colonist oder ein Europäer den Fuß auf dieses Gebiet setzen unter dem Namen eines Herrn oder Eigenthümers. Dieser Entschluß wird künftig die Hauptgrundlage unserer Verfassung bilden."

„Wenn einst andere Anführer nach mir durch Befolgung eines völlig entgegengesetzten Betragens ihr Grab und das ihrer Landsleute bereiten, dann werdet ihr nur den Willen des Schicksals anzukla-

gen haben, das mich hat verhindern wollen, meine Mitbürger frei und glücklich zu machen. Möchten meine Nachfolger an dem Plane fortarbeiten, den ich für sie entworfen habe; er enthält das bestbegründete System zur Befestigung ihrer Macht, und dieß ist die größte Huldigung, die sie meinem Andenken gewähren können."

„Da es meiner Würde und meinem Andenken Eintrag thut, die Unschuldigen für die Verbrechen der Schuldigen zu bestrafen, so hat eine Handvoll Weißer, empfehlungswerth durch die Gesinnungen, die sie von jeher bewiesen und außerdem darauf vereidet, mit uns in den Wäldern zu leben, meine Gnade erfahren. Ich befehle, daß man sie leben läßt und daß man sie nicht mißhandelt."

„Ich empfehle von Neuem und ich gebiete allen Generalen der verschiedenen Landesabtheilungen, Hülfe, Ermunterung und Schutz zu gewähren allen neutralen oder verbündeten Völkern, die auf dieser Insel Handelsverbindungen anknüpfen wollen."

Ein Amerikaner, der sich mit Dessalines oft über das Blutbad vom 30. April unterhalten hat, erzählt, daß der letztere als Entschuldigung die Nothwendigkeit anführte, die ihn drängte, seine Truppen durch Blutrache an den Meuchelmördern ihrer Väter, Kinder und Freunde zufrieden zu stellen. Um seine Soldaten zur Belagerung von Cap français zu ermuthigen, hatte er ihnen die Plünderung der Stadt und den Untergang ihrer Bewohner angelobt; sie hatten darüber ge-

murrt, daß dieses Versprechen nicht schnell genug war in Erfüllung gegangen.

Eine kleine Abtheilung Franzosen war im Besitz der Stadt St. Domingo geblieben, die Spanier auf der Ostküste der Insel, von denen die neue Regierung zur Zeit der Räumung des Caps war anerkannt worden, hatten seit diesem Augenblicke unter dem Einflusse ihrer Priester den Schwarzen den versprochenen Gehorsam aufgesagt, und die Sache der Franzosen zu der ihrigen gemacht. Der erste Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit des Dessalines nach dem Blutbade des Aprils beschäftigte, war die Unterwerfung der Spanier und die Vertreibung der Franzosen aus ihrem letzten festen Platze. Er durchflog die ganze Küste, untersuchte alle militärische Punkte und verstärkte überall, wo es ihm nöthig schien, die aufgestellten Posten.

Wenige Tage nach dem Anfange der kriegerischen Bewegungen richtete er an die Einwohner des ehemaligen spanischen Antheils einen Aufruf; er beschuldigte sie der Verrätherei und lud sie zur Beobachtung ihres letzten Vertrags ein. Er that ihnen seine Ankunft an der Spitze siegreicher Legionen kund, drang auf ihre Unterwerfung durch Versicherungen des Schutzes und der Gunst, und drohte, ihre Untreue und ihren Widerstand mit den fürchterlichsten Züchtigungen zu strafen.

„Noch einige Minuten und ich werde den Rest der Franzosen unter dem Gewicht meiner Allmacht erdrücken. Spanier, ich wende mich an euch, weil ich euch zu retten wünsche, ihr könnt, wiewohl schuldig des Abfalls, euer Dasein noch sichern und

meine Gnade bereit finden, euch zu schonen; es ist noch Zeit dazu übrig, schwört euern Irrthum ab, der euch ins Verderben stürzen kann, zerreißt die Bande, die euch an meine Feinde knüpfen, wenn ihr wollt, daß euer Blut sich nicht mit dem ihrigen mischen soll. Ich räume euch vierzehn Tage ein, von dem Datum dieser Weisung, um mich von eurer letzten Willensmeinung in Kenntniß zu setzen und damit ihr euch unter meinen Fahnen vereinigen könnt. Ihr wißt, was ich thun kann und was ich gethan habe; denkt an eure Erhaltung. Empfangt das heilige Gelübde, welches ich ablege, niemals etwas gegen eure Sicherheit oder persönlichen Vortheile zu unternehmen, wenn ihr die Gelegenheit ergreift, euch als würdige Kinder von Hayti zu zeigen."

Den 14. Mai ging Dessalines über den Mole von Port-de-Paix und über Gouaïves vom Cap francais ab, beschäftigt an verschiedenen Orten, den Unbilden des Krieges abzuhelfen und überall Ordnung herzustellen, wo die Dazwischenkunft und das Ansehen des Oberbefehlshabers nothwendig waren. Nachdem er die Provinzen im Westen und Süden durchzogen hatte, ging er auf die von den Spaniern besetzten Gegenden mit einer Zuversicht los, die nichts zu rechtfertigen schien.

Seine frischen Grausamkeiten, dem Aufrufe zum Trotz, in welchem er versprach, nie das Interesse der Spanier anzutasten, hatte ihnen nur Abscheu eingeflößt; auch durften sie nicht, wie die Europäer, gegen den Einfluß des Klima's kämpfen, an welches ihr Geschlecht längst gewöhnt war. Die

Sklaverei bestand zwar noch in diesem Theile der Insel; aber die Zahl der Sklaven war weit schwächer, als die der freien Grundbesitzer, und übrigens hatten diese, wie jene, einen angeerbten Haß gegen die übrigen Inselbewohner eingesogen.

Dessalines belagerte die Stadt St. Domingo, ohne Vorahnung ihres tapfern Widerstandes. Während der Belagerung verstärkte eine französische Eskadre die Garnison des angegriffenen Platzes. Der schwarze Oberbefehlshaber, der wenig Hoffnung auf einen schnellen Erfolg baute, hob die Belagerung auf und kehrte zurück, ohne irgend einen von den Zwecken seiner Unternehmung erreicht zu haben.

Seiner Rückkehr nach Port-au-Prince folgte bald darauf die friedliche Umwälzung, die für einige Monate aus dem Staate von Hayti ein Kaiserreich schuf und auf den Thron desselben die erste obrigkeitliche Person dieser ehemaligen Republik erhob.

Alle Truppen der Garnison begaben sich den 8. September 1804 auf das Marsfeld, genau Nachmittags um zwei Uhr, sie stellten ihre Bataillone in Vierecken auf.

Die öffentlichen Lehrer und ihre Zöglinge, eine Abordnung von Handwerkern, welcher ein Handwerker an der Spitze vortrat, eine Abordnung der Landbauer, eine des fremden und eine andere des einheimischen Handels, jede unter Anführung eines ihrer vorzüglichsten Mitglieder; die Gerichtspersonen und endlich alle bürgerliche und militärische Behörden bildeten das Gefolge des neuen Kaisers, der auf dem Marsfelde von Port-au-

Prince auf einem Throne oberhalb einer Erhöhung gekrönt wurde, ohngefähr drei Monate früher, als Bonaparte dieselbe Scene vor den Augen des alten Europa wiederholte. Die Weihung der Kirche fehlte bei dieser Krönung eben so wenig, als bei der nachfolgenden in Paris: die Geistlichkeit von Hayti begrüßte Dessalines zuerst als Kaiser, und der erste Gebrauch, den dieser fromme Monarch von seiner Gewalt machte, bestand darin, daß er dem Himmel ein öffentliches Dankfest darbrachte, unter dem Absingen eines Te Deum an demselben Tage, und daß er dabei nach der Weise Toussaint's zuerst mit der stärksten Stimme seines Reiches einfiel.

Die Einführung der Kaiserwürde auf Hayti und der Wille des Volks, welche dieselbe auf Dessalines übertrug, wurden außerdem durch eine neue Verfassung bestätigt.

Diese Verfassung war von 23 Männern erörtert worden, deren Namen ihr voranstanden; sie lautete in ihrem Anfange also:

„In Gegenwart des höchsten Wesens, vor dem alle Menschen gleich sind und der darum so viele Geschöpfe auf der Oberfläche der Erde verbreitet hat, damit sie seinen Ruhm und seine Macht offenbaren durch die Verschiedenheit seines Werks."

„Und in Gegenwart aller Völker, die uns so lange und so ungerechter Weise als zurückgesetzte Wesen betrachtet haben, erklären wir, daß diese Verfassung der freie Ausdruck unsres Herzens und Willens ist."

Der vorbereitende Abschluß erklärte das hay-

tische Reich für frei, unumschränkt und unabhängig; er sprach ferner aus, und zwar für immer, die Abschaffung der Sklaverei, die Gleichheit der Stände, dieselbe Gültigkeit derselben Gesetze für Alle, die Unverletzbarkeit des Eigenthums, den Verlust des Bürgerrechts im Falle der Auswanderung und die Aufhebung dieser Rechte zufolge eines Bankerotts; die Ausschließung aller Weißen, wie sie nur sein möchten, von dem Rechte, irgend ein Besitzthum zu erwerben, jedoch mit Ausnahme derjenigen, die eingebürgert waren, sowohl für ihre Kinder als ihre Verwandten; die Annahme des allgemeinen Namens der Schwarzen für alle Unterthanen von Hayti, von welcher Farbe sie auch wären. Außerdem wurde erklärt, daß Niemand verdiene, ein Haytier zu sein, der nicht ein guter Vater, guter Sohn, guter Gatte und besonders ein guter Soldat sei. Die Eltern durften ihre Kinder nicht enterben und jeder Bürger war verpflichtet, irgend ein mechanisches Gewerbe zu treiben.

Das eine und untheilbare haytische Reich theilte man in zehn militärische Departements, jedes unter den Befehlen eines Generals; jeder dieser Befehlshaber war unabhängig von den übrigen und mußte schriftlich an das Oberhaupt der Regierung berichten, der außer dem Kaisertitel auch noch den Namen eines Oberbefehlshabers des Heeres annahm. Der letzte Artikel der Verfassung besagte, daß Dessalines, der Rächer und Befreier seiner Mitbürger, berufen wäre, den allgemeinen Geschäften vorzustehen, und daß er unter dem Namen Johann Jacob I. regieren würde.

Dem neuen Kaiser wurde der Titel Majestät beigelegt, eben so seiner Gemahlin: ihre Personen galten für unverletzlich, die Krone sollte durch Wahl ertheilt werden; der Kaiser hatte aber das Recht, unter einer gewählten Anzahl von Kandidaten seinen Nachfolger zu bezeichnen; eine jährliche und lebenslängliche Rente war der Kaiserin als Witthum und den von Sr. Majestät anerkannten Kindern ausgesetzt. Die Söhne des Monarchen mußten durch alle Grade im Heere dienen. Jeder Kaiser, der sich ein bevorrechtetes Corps unter dem Namen einer Ehrengarde zulegen würde, sollte zufolge dieses Schrittes als im Kriege mit dem Volke betrachtet und vom Throne gestoßen werden, so daß dieser dann an einen der Staatsräthe fallen sollte, gewählt von der Mehrheit seiner Regierungsgenossen.

Der Kaiser hatte das Recht, Gesetze abzufassen, anzunehmen und bekannt zu machen, die öffentlichen Beamten zu ernennen und zu entlassen, die Einnahmen und Ausgaben des Staates und das Schlagen der Münze zu ordnen, über Krieg und Frieden zu entscheiden, Verträge abzuschließen, nach seinem Dafürhalten die bewaffnete Macht zu vertheilen; ihm allein stand ferner die Begnadigung der Verbrecher oder die Minderung ihrer Strafen zu.

Die Divisions- und Brigadegenerale sollten einen Theil des Staatsraths ausmachen. Außerdem sollte ein Finanzminister darin Sitz haben, beauftragt mit den Geschäften des Innern, ferner

ein Kriegsminister als Vorsteher des Seewesens und ein Staatssecretär.

Jedermann konnte seine Streitigkeiten auf dem Wege der Güte und durch Schiedsrichter schlichten lassen.

Jede Gemeinde sollte einen Friedensrichter haben, dessen Befugniß sich aber nur über Angelegenheiten unter 100 Dollars erstreckte, mit dem Rechte der Berufung an den Richterstuhl des Distrikts. Die militärischen Verbrechen unterlagen den Aussprüchen eines besonderen Rathes.

Keine herrschende Religion war als solche gestattet, die Freiheit der öffentlichen Gottesverehrung war ausgesprochen. Der Staat durfte sich nicht mit dem Unterhalte irgend einer religiösen Stiftung befassen.

Ueber die Staatsverbrechen sollte durch einen vom Kaiser ernannten Rath gerichtet werden; alles den weißen Franzosen zugehörige Eigenthum wurde als Gut des Staats angesehen; alle Häuser der Bürger waren für unverletzlich erklärt.

Die Ehe wurde als eine reine bürgerliche Handlung aufgestellt, und die Scheidung war in gewissen Fällen erlaubt.

Die Verfassung war der Obhut der Obrigkeit, der Väter und Mütter, der Bürger und Soldaten anvertraut, und allen ihren Nachkommen, allen Freunden der Freiheit, den Menschenfreunden aller Länder als ein leuchtendes Beispiel der Güte Gottes anempfohlen, der im Gange seiner ewigen Beschlüsse ihnen die Gelegenheit gegeben habe, ihre

Ketten zu brechen und sich zu einem freien, bürgerlich geordneten Volke zu gestalten.

Mehre französische Geschichtschreiber können nicht müde werden, diese Verfassung als ein Muster zu preisen; sie finden darin manche Bestandtheile ihrer eigenen gesellschaftlichen Einrichtungen und diese Berührungspunkte reichen hin, um ihre einseitige Vorliebe und Bewunderung zu begreifen. Die Bestimmungen, welche die Macht des Kaisers innerhalb gewisser Gränzen festzuhalten suchten, waren zwar von den vornehmsten Einwohnern und den bedeutendsten Staatsbeamten ausgegangen; allein was konnte dieser schwache Zügel mit seinen papiernen Formen gegen die Eingriffe eines Mannes vermögen, dessen erstes und höchstes Gesetz unbedingte Willkür war? Ein Gesellschaftsvertrag der Bürger mit einem Tyrannen ist wie ein Vergleich zwischen Lamm und Wolf. Außerdem trägt dieser Verfassungsentwurf viel zu deutlich die Spuren jener oberflächlichen Allgemeinheit, die von Erfahrung, Geschichte und den besonderen Bedürfnissen und Verhältnissen absieht, und für das Verschiedenste nur einen und denselben Normalleisten hat. Das größte Uebel dieses Staatsverbandes lag aber wohl in der gefährlichen Frühreife, die er mit Anmaßungen einer falschen Aufklärung ausstellte; die wahre, dauerhafte Grundlage der Religion und Erziehung fehlte ihm, denn wo die Regierung aus Kargheit, oder was noch schlimmer ist, aus Gleichgültigkeit sich von der heiligen Pflicht entbindet, die geistige und sittliche Bildung des Volkes durch einen verhältnißmäßigen finanziellen

Aufwand zu befördern; wo dieser Mangel an Theilnahme wohl gar für das Zeichen einer fortschreitenden Staatsweisheit gilt; da ist es auch um den eigentlichen Kern der öffentlichen Wohlfahrt und Kraft gethan, und wie sehr auch einige Zeit der Schein das Gegentheil lügt, der innere Wurm bricht zuletzt doch durch. Dessalines trieb die Franzosen mit allen Geißeln der blutigsten Rache aus dem Lande und merkte nicht, daß er sie durch die ihnen theilweise nachgemachten, abgestohlenen Verfassungskünste wieder als stille Gäste zur Rückkehr einlud.

Die Lage der Landbebauer blieb dieselbe wie unter Toussaint: ihr Lohn betrug den vierten Theil des Ertrags und dieser Ertrag war bedeutend; man hatte die Peitsche und alle körperlichen Strafen abgeschafft. Trägheit wurde als ein Verbrechen angesehen, aber nur mit gefänglicher Haft bestraft und man schätzte die Frohnarbeit zur Zeit der Sklaverei nur auf zwei Drittel gegen die Summe derjenigen Arbeit, die unter der neuen Regierung herauskam.

Es war festgesetzt, daß die schwarzen Landbebauer nur in denjenigen Abtheilungen arbeiten sollten, bei welchen sie zuerst verwendet worden waren; hatten sie aber Gründe zum Wechsel, so ertheilte ihnen der Kommissär oder Offizier des Distrikts die Erlaubniß dazu. Die meisten Besitzungen befanden sich als confiscirt in den Händen der Regierung; sie wurden jedoch gegen eine jährliche Rente verpachtet und diese Rente richtete sich im Allgemeinen nach der Anzahl der Landbebauer und nicht

nach der Fläche des Bodens. Die Mulatten und Quarteronen, die eine gesetzmäßige oder ungesetzmäßige Verwandtschaft mit den ehemaligen weißen Eigenthümern nachweisen konnten, wurden als Erben für die Besitznahme ihrer Güter zugelassen. Die Quarteronen oder Kinder der Weißen und Mulatten waren sehr zahlreich.

Da die Zuckerpflanzungen durch den Krieg gänzlich zerstört und die nöthigen Gebäude für die Einsammlung dieses Produkts noch nicht wieder hergestellt waren, so fiel auch der Gewinn an Zucker sehr mittelmäßig aus. Das Haupterzeugniß bestand in Kaffee und man berichtet, daß 1805 mehr als 30,000,000 Pfund erzeugt wurden; das ist ungefähr soviel als die Ladung von 50 gewöhnlichen Schiffen.

Die 1805 angestellte Zählung der Einwohner unter der Herrschaft des Kaisers Dessalines ergab etwa eine Bevölkerung von 380,000 Seelen; man darf noch gegen 20,000 hinzufügen, die zerstreut, oder aus anderen Gründen abwesend, in jener Summe nicht mit begriffen waren. Von diesen 400,000 Menschen machte das erwachsene männliche Geschlecht nur einen geringen Theil aus; es hatte bei den vorhergegangenen Metzeleien außerordentlich gelitten; das Land bauten größtentheils Weiber. Die Ehe, die man nach den Gebräuchen der römischen Kirche einging, herrschte fast allgemein; man unterzog sich den Pflichten dieses Standes im Ganzen auf eine löbliche Weise, trotz des bösen Beispiels, welches der Kaiser gab.

Das regelmäßige Heer bestand in 15,000 Mann,

davon betrug die Cavallerie 1,500; ihre Kriegszucht war gut, eben so ihre Bewaffnung, die Bekleidung desto schlechter. Die Uniform war blau mit rothen Aufschlägen.

Alle dienstfähige Mannschaft wurde im Geschäfte der Waffen viermal des Jahres mehrere Tage hindurch geübt.

Nach der Vertreibung der Franzosen trug Dessalines Sorge dafür, daß nicht fernere Auswanderungen die Bevölkerung der Insel verringern möchten; es wurden die strengsten Strafen verfügt, sowohl gegen die Auswanderer als gegen diejenigen, die ihnen bei ihrer Entweichung behülflich gewesen waren.

Es war nicht genug an der Wachsamkeit über die Erhaltung der Bevölkerung; weit zahlreichere Kriegshaufen als diejenigen, die man ihnen zur Vertheidigung entgegen zu stellen hatte, konnten beim nächsten Frieden zwischen Frankreich und England aus Europa ankommen. Der Kaiser setzte mit den vornehmsten Anführern einen Vertheidigungsplan fest, dessen Ausführung im Falle der Noth alsdann durch ein Gesetz gesichert werden sollte.

Bei den ersten Vorzeichen eines Angriffs sollten die Küstenstädte zerstört werden, das schwarze Heer wollte man hierauf in die Forts zurückziehen, die auf vortheilhaften Punkten im Innern des Landes angelegt waren.

Diese Punkte hatte man glücklich gewählt und stark befestigt; die Artillerie des Cap, die hauptsächlich aus zahlreichen bronzenen Kanonen bestand,

war in diese Forts geschafft worden, wo sich ebenfalls große Vorräthe von Kriegsmunition befanden. Die Abhänge der Höhen und der sie umgebenden Schluchten war mit Pisangen, Ignamen und andern fruchtreichen Bäumen bepflanzt, so daß die Garnison ihren Unterhalt fand, ohne daß sie über die Schußweite ihrer Kanonen hinaus zu gehen brauchte; auch fehlte es nicht an Wasser in den Umgegenden dieser Posten, die einander oft so nahe standen, daß es unmöglich war, ihre Linie zu überflügeln und sie auf allen Punkten zugleich anzugreifen.

Ungeachtet dieser sorgsamen Anstalten und des Anscheins vom Kriege war man weit davon entfernt, die Erziehung zu vernachlässigen; fast in allen Distrikten gab es Schulen, und da die Neger sahen, welchen Vortheil diejenigen unter ihnen genossen, die nicht ohne Erziehung waren, so lag ihnen der Unterricht ihrer Kinder sehr am Herzen, und die meisten unter diesen konnten wenigstens lesen und schreiben.

Beim Ausbruche des Aufstandes 1791 war der Kaiser Johann Jacob Sklave bei einem schwarzen Eigenthümer, der Dessalines hieß und dessen Namen er annahm. Dieser Mann lebte noch 1805 auf dem Cap und war Augenzeuge von der Thronbesteigung seines ehemaligen Dieners. Er war Töpfer und pflegte zu sagen, daß der Kaiser von jeher ein verzwackter Hund, aber ein guter Arbeiter gewesen sei. Dessalines hegte für ihn eine große Zuneigung und machte ihn zu seinem obersten Kellermeister.

Er antwortete denen, die ihn fragten, warum er denselben nicht einen ehrenvollern Posten gegeben habe, daß kein anderer dem alten Manne, der ein großer Liebhaber des Weins sei und für sie beide trinke, so viel Vergnügen gemacht haben würde; denn Dessalines, obschon er auf der Insel den reichsten Keller besaß, bediente sich bei seinen Mahlzeiten fast nur des Wassers.

Dieser Kaiser konnte nicht lesen, hatte indessen gelernt, seinen Namen zu unterzeichnen; seinem Vorleser hörte er mit großer Aufmerksamkeit zu. Man erzählt, daß, als er einst eine Rede des vortrefflichen Menschenfreundes Wilberforce über den Sklavenhandel hätte vortragen hören, er sogleich Befehl gab, selbe in der Zeitung des Cap abzudrucken.

Dessalines war von kleinem aber starkem Körper, beseelt von großer Thätigkeit und einem unbezähmbaren Muthe.

Man meint, er sei Toussaint an militärischen Talenten überlegen gewesen; das größere oder geringere Verdienst ausgezeichneter Feldherren läßt sich schwer unterscheiden; oft giebt bloß die Verschiedenheit der Lage den scheinbaren Ausschlag. Sonst stand Dessalines in jeder Rücksicht tief unter dem unglücklichen Toussaint. Er flößte weniger Achtung als Furcht ein; doch war er offen, umgänglich und großmüthig; der letzte Vorzug ist aber kaum einer zu nennen, wenn man die Gewaltschritte bedenkt, die er sich gegen fremdes Eigenthum erlaubte. Er zeichnete sich durch seltsame Launen aus, eine Wirkung seiner persönlichen Ei-

telkeit: bald war er mit Stickereien und andern Zierathen bedeckt und prächtig gekleidet, und oft erschien er öffentlich in dem schlechtesten Anzuge. Noch auffallender und lächerlicher war es, daß er in seinem Ehrgeize für einen vollendeten Tänzer gelten wollte; er hatte immer einen Tanzmeister bei sich, der ihm in Augenblicken der Muße Unterricht gab; man konnte ihm keine angenehmere Artigkeit erweisen, als wenn man ihm sagte, daß er gut tanze, wiewohl er sich sehr ungeschickt zu dieser Uebung anließ, in welcher die Neger sonst zu glänzen pflegen.

Er hatte Töchter von seiner ersten Gattin, aber keine Söhne. Seine letzte Frau war die Geliebte eines reichen Pflanzers gewesen, auf dessen Kosten sie eine vorzügliche Erziehung erhalten hatte. Sie war eine der schönsten und vollkommensten Negerinnen Westindiens, von sanften Sitten, durch deren Macht sie mehr als einmal die natürliche Wildheit des Dessalines zügelte; unglücklicherweise gelangen ihre Versuche der Milde nicht immer.

Einige Zeit hindurch ließ der Kaiser seine Grausamkeit nur an den Weißen aus, bald fiel er aber auch über seine eigene Kaste her. Seine unruhige Herrschbegierde gab sich dem heftigsten Argwohn hin, sein Gewissen mochte ihm zuweilen sagen, welches Schicksal er verdiene; um seine Macht gegen die Gefahr und Möglichkeit eines Angriffs von Seiten der Unzufriedenen sicher zu stellen, verhängte er über mehrere seiner Unterthanen, selbst über seine Offiziere, den Tod ohne alle gerichtliche Form: und jede Anstrengung, seine ehrgeizigen

Besorgnisse zu vertilgen, führte nach dem natürlichen Gange der Sache nur zu einer Vermehrung derselben. Er trieb seine rasenden Launen und Gräuel zuletzt so weit, daß die Anführer des Heeres nicht umhin konnten, sich untereinander zu verschwören, um ihn unversehens den 17. Oktober 1806 zu überfallen. Bei dem Versuche der Flucht oder des Widerstandes, denn die Erzählung weicht davon ab, erhielt er einen Säbelhieb, der seinem Leben ein Ende machte, und damit auch der Regierung, welcher er in jeder Beziehung höchst unwürdig gewesen war. Seine politische Wirksamkeit bestand in einer ununterbrochenen Reihe von Verbrechen; sein Privatleben aus einem Morast von Ausschweifungen.

„Er war — so erklärte ein öffentlicher Aufruf einige Tage nachher — ein Blutigel, der alle reiche Leute umbringen ließ, die ihm die mindeste Unruhe erregen konnten. Der öffentliche Schatz mußte jährlich 20,000 Piaster für jede seiner Freundinnen liefern und er unterhielt deren nicht weniger als zwanzig. Die von diesem Tiger eingeführte Verfassung war lediglich die Frucht seines Geizes und seiner Wildheit. Soldaten, ihr werdet von nun an gekleidet und besoldet werden, Grundbesitzer, ihr werdet Beschützung finden."

Achte Periode.

Parteikämpfe um die Herrschaft zwischen Christophe, Pétion und Rigaud. — Christophe ordnet eine neue Verfassung an. — Offener Wiederausbruch der Feindseligkeiten zwischen Christophe und Pétion. — Christophe wird als König von Hayti gekrönt. — Lage der Insel bei der Thronbesteigung Ludwig des achtzehnten. — Anerkennung der Unabhängigkeit Hayti's.

Der Tod von Dessalines hatte unter dem Volke, das seines Schergenamtes müde war, eine allgemeine freudige Bewegung hervorgebracht; Christophe, nach der Austreibung der Franzosen der zweite Mann im Heere, fand keine sonderliche Schwierigkeiten, sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen.

Heinrich Christophe, ein Kreole aus der Insel Granada, war 1791 bei der Revolution auf St. Domingo Sklave, lange Zeit ein vertrauter Freund und treuer Anhänger Toussaint's, mit dem er eine gewisse Uebereinstimmung des Charakters gehabt haben soll; bekannt als ein ausgezeichnetes militärisches Talent, genoß er um diese Zeit noch den Ruf der Menschlichkeit und des Wohlthuns: als guter Gatte, guter Vater beobachtete er die Pflichten der Moral und Religion, und ein englischer Beobachter bemerkt bei der Schilderung dieses Anführers, daß er ein Lebemann wäre, der in seinem Keller vortreffliche Weine hätte, wovon er einen

freien, aber doch mäßigen Gebrauch mache. Wenn es gilt, den Charakter öffentlicher Personen darzustellen, solcher zumal, die sich später auf eine schlimme Seite geworfen haben; so läßt man sich oft durch die frühern bessern Züge, die oberflächlich hervorschimmern, zu einem übergünstigen Urtheile verleiten; vielleicht hat Christophe in dieser Hinsicht manche Aehnlichkeit mit Nero. Was jemand thut oder sagt, wenn er in sittlicher Gala erscheinen will, hat für den Menschenkenner keinen sichern Gehalt; dieser entdeckt auch in dem späteren Verhalten Christophe's gegen Toussaint geheime Winke genug, die ihm für das Lob der unverbrüchlichen Anhänglichkeit nüchterne Behutsamkeit empfehlen. Die französischen Schriftsteller verwechseln gar leicht Manieren mit Sitten und den Firniß mit der Zeichnung. Der Deutsche verlangt mit Recht eine gründlichere Darstellung, die aber in Absicht auf Christophe einer sorgfältigeren Sichtung bedarf, als hier anzustellen erlaubt ist.

Er vertauschte beim Antritte seiner Herrschaft den pomphaften Titel eines Kaisers gegen den Namen eines Regierungshauptes von Hayti. Hierauf trug er Sorge für die Ermunterung des Ausfuhrhandels; den 24. Oktober 1806 erschien ein Aufruf, der den neutralen Völkern Sicherheit und Schutz versprach.

Er blieb jedoch nicht lange der einzige Erbe der durch den Tod des Dessalines erledigten Herrschaft; der Mulatte Pétion, der nach Clervaux unter der Kaiserregierung den dritten Platz und zugleich den Posten eines Generalgouverneurs von Port-au-

Prince eingenommen hatte, trat als Mitbewerber auf.

Erzogen in der Militärschule von Paris, galt er für einen unterrichteten Mann, von sanften Sitten und verbindlichen Manieren. Er war der geachtetste Offizier des Geniewesens in der schwarzen Armee, und Christophe selbst hielt seine militärischen Talente hoch; er liebte die schönen Künste und besaß ausgebreitete Kenntnisse in der Literatur.

Jeder der beiden Nebenbuhler suchte sein Recht in den Waffen; den ersten Januar 1807 kam es zu einer Schlacht auf den Feldern von Cibert; Pétion wurde aufs Haupt geschlagen und zur Flucht gezwungen.

Christophe verfolgte ihn bis zu den Thoren von Port-au-Prince; und in der Hoffnung, seinen Sieg vollständig zu machen, belagerte er diese Stadt, von der er sich aber bald unverrichteter Sache wieder zurückzog.

Er begründete seine Macht leicht in den nördlichen Gegenden der Insel; auch hatte sie der Erfolg seines ersten Feldzugs zu stark befestigt, als daß er durch die Unternehmungen seines Wettkämpfers im Süden gestürzt werden konnte.

Er versammelte indessen auf dem Cap einen aus Generalen und den vornehmsten Bürgern bestehenden Rath, und dieser beschloß den 17. Febr. 1807 eine neue Verfassung, welche jedes auf dem Gebiete von Hayti befindliche Individuum für frei erklärte, wodurch also die Sklaverei für immer vertilgt wurde. Die Regierung wurde einer ersten Magistratsperson anvertraut unter dem Titel und

in der Eigenschaft eines Präsidenten und Generalissimus der Land- und Seemacht. Dieser Posten war von lebenslanger Dauer und der Präsident hatte das Recht, seinen Nachfolger zu wählen, aber nur unter den Generalen. Dieselbe obrigkeitliche Person leitete auch im Kriege und Frieden die auswärtigen Angelegenheiten. Der Staatsrath bestand aus neun Mitgliedern, unter denen wenigstens sechs Generale seyn mußten: er war eine berathende Behörde. Die Erneuerung der Staatsräthe hing vom Präsidenten ab.

Die katholische Religion sollte als Religion des Staats angesehen werden, unter freier Ausübung jedes andern Cultus. Man errichtete in jedem Bezirke Schulen und jeder Haytier war von seinem sechszehnten bis funfzigsten Jahre zum Kriegsdienste verbunden.

Ein Hauptgrundsatz dieser Verfassung sprach von Seiten der Regierung den Willen aus, nie die Colonien der anderen Nationen zu beunruhigen und außer Hayti keine Eroberung zu versuchen. Diese Erklärung war nothwendig, weil sich sonst England aus Besorgniß für die Ruhe seiner Besitzungen der Gründung des gefährlichen Nachbarstaates widersetzt haben würde; eben diese Erklärung ging ferner nothwendig aus der Ansicht hervor, an England einen Vertheidiger des im Norden gebildeten Staats zu gewinnen, gegen Frankreich und den Feind im Süden.

Schon bot England willfährig die Hände zur Unterstützung Christophe's und seiner Partei, denn die Herrschaft Pétion's setzte Jamaika, den süd-

lichen Küstennachbar von Hayti, in Gefahr; diese Furcht erwachte um so lebhafter, je mehr England der Zeiten dachte, wo Toussaint mehrmals mit diesem drohenden Entwurfe umgegangen war. Die Verschwörung, welche eine Verbindung der Mißvergnügten auf der englischen Insel mit denen auf Hayti bezweckte, war von Christophe im Februar des Jahres 1807 entdeckt worden; die englische Regierung hatte den Dienst der Anzeige durch die Einräumung verschiedener Handelsvortheile belohnt.

Es kam zu mehreren Treffen; bald hatte Christophe, bald Pétion die Oberhand. Viele Gegenden und Städte wurden im Laufe der Zeit von den beiden Parteien eingenommen und wieder verlassen. St. Marc, Arcahaye, Gouaïves, Port-de-Paix waren der Schauplatz furchtbarer und hartnäckiger Kämpfe; besonders rang man mit der größten Anstrengung um den Mole von St. Nicolas. Christophe schloß diesen Platz, den ein Theil von dem Heere Pétions inne hatte, unter seiner persönlichen Anführung enge ein, und nach einer regelmäßigen Belagerung von 32 Tagen ergab sich die Besatzung auf Gnade und Ungnade; sie wurde den Truppen des Siegers einverleibt. Nach dieser Begebenheit (1810) verabschiedete Christophe viele Soldaten des Belagerungsheeres und kehrte nach Cap français zurück.

Seit zwei Jahren wurde Spanien, bloßgestellt dem verrätherischen Einbruche der Franzosen, von allen Schrecken der Anarchie zerrissen. Die Spanier machten den Franzosen auf Hayti mit

großem Vortheile und nicht geringer Hartnäckigkeit das 1795 abgetretene Land streitig. Christophe hatte diesen heftig entzündeten Krieg als ein Bindemittel zwischen seiner Partei und dem Osten von St. Domingo zu benutzen versucht und in dieser Absicht Hülfstruppen und Munition abgesandt, um den gewünschten Ausgang schneller zu entscheiden. Von einer anderen Seite unterstützten die Engländer die Unternehmungen, welche gegen die Trümmer der französischen Macht auf St. Domingo gerichtet waren. Im November 1809 nahm eine englische Eskadre die Stadt Samang und die im Hafen befindlichen Schiffe; die französischen Truppen wurden zu Gefangenen gemacht, die Schiffe fortgeführt und der Platz den Spaniern übergeben. Im Julius 1810 kam eine englische Flotte von Jamaika unter dem Befehle des General Carmichael, um zur Unterwerfung der Stadt St. Domingo mitzuwirken, auf welche die Franzosen zuletzt allein noch beschränkt waren.

Barquier, Gouverneur der Stadt, erklärte sich anfänglich für den Widerstand; als aber der General Carmichael ernsthafte Anstalten zum Sturm getroffen hatte, verlangte der Anführer der Belagerten zu capituliren. Die Besatzung durfte mit Bewilligung aller militärischen Ehren abziehen. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort nach Frankreich geschickt, die Soldaten blieben als Gefangene zurück. Nach der Räumung nahmen die Spanier wieder Besitz von ihrer Hauptstadt, welche acht Jahre in französischer Gewalt gewesen war.

Im Frühling 1811 vertauschte Christophe den Titel des Präsidenten gegen den des Königs. Der im Cap français versammelte Staatsrath forderte, wie es heißt, diese Veränderung, sie war indessen wohl mehr das stille Werk Christophe's, wiewohl der öffentlich gefaßte Beschluß das Gegentheil behauptete. So kam die haytische Königswürde an die Person und Familie Christophe's.

Zu gleicher Zeit führte der Staatsrath einen Erbadel ein, auf welchen alle Personen Anspruch hatten, die irgend ausgezeichnete Verdienste besaßen in der Magistratur, dem Heere, den Wissenschaften oder schönen Künsten.

Auf diese Grundlage bauete der Staatsrath einen constitutionellen Vertrag, indem er der Person und Familie Christophe's die Königswürde zuerkannte, außerdem verschiedene Staatsbeamte erwählte und noch andere Zusätze der Verfassung von 1807 beifügte, wie sie die späteren Veränderungen in der Regierungsform zu erheischen schienen. Bald darauf erschien die öffentliche Bekanntmachung dieses Vertrages. Hier folgt ein Auszug der Verfassung von 1807 nebst dem Verfassungsentwurfe, der jene 1811 näher bestimmte.

„Die unterzeichneten Bevollmächtigten, beauftragt mit dem Machtausflusse des haytischen Volkes, gesetzmäßig zusammenberufen von Sr. Excellenz, dem Oberbefehlshaber des Heeres, und durchdrungen von der Nothwendigkeit, ihre Committenten in den Genuß der heiligen, unverjährbaren, unveränderlichen Menschenrechte zu setzen, verkündigen in Gegenwart und unter dem Schirme des

Allmächtigen, die in dem gegenwärtigen constitutionellen Abschlusse enthaltenen Gesetze.

Erster Titel. Vom Stande der Bürger.

1) Jede auf dem Gebiete von Hayti befindliche Person ist frei, im ganzen Umfange des Wortes.

2) Die Sklaverei ist für immer auf Hayti abgeschafft.

3) Niemand hat das Recht, das Asyl eines Bürgers zu verletzen, noch mit Gewalt in seine Wohnung einzudringen, ohne Befehl der obern und befugten Behörde.

4) Alles Eigenthum steht unter dem Schutze der Regierung. Jeder Angriff auf das Eigenthum eines Bürgers ist ein Verbrechen, welches der Strafe des Gesetzes unterliegt.

5) Das Gesetz bestraft den Meuchelmord mit dem Tode.

Zweiter Titel. Von der Regierung.

6) Die haytische Regierung besteht: aus einer obersten Magistratsperson, mit dem Titel und in der Eigenschaft eines Präsidenten und Generalissimus der Land- und Seemacht; jede andere Benennung ist für immer auf Hayti geächtet.

Die haytische Regierung nimmt den Namen „Staat von Hayti" an, und wird unter diesem anerkannt.

7) Die Verfassung bestimmt den Oberbefehlshaber Henry Christophe zum Präsidenten und Generalissimus der haytischen Land- und Seemacht.

8) Der Titel des Präsidenten und Generalissimus hat lebenslange Dauer.

9) Der Präsident hat das Recht, seinen Nach-

folger zu wählen, aber nur unter den Generalen und zwar auf die folgende vorgeschriebene Weise: Die Wahl ist insgeheim zu treffen und wird in einem versiegelten Paket ausgefertigt, welches nur der zu diesem Zwecke feierlich versammelte Staatsrath öffnen darf.

Der Präsident wird alle nothwendige Vorsichtsmaßregeln ergreifen, um den Staatsrath, welchem das Paket übergeben wird, in gehörige Kenntniß zu setzen.

10) Die bewaffnete Macht und die Verwaltung der Finanzen stehen unter der Leitung des Präsidenten.

11) Der Präsident hat die Macht, mit fremden Völkern Verträge abzuschließen in Betreff der Handelsverhältnisse und der Sicherstellung der Unabhängigkeit des Staats.

12) Er kann über Krieg und Frieden verfügen, um die Rechte des haytischen Volkes aufrecht zu erhalten.

13) Er hat gleichfalls das Recht, die Mittel nachzuweisen, die zur Begünstigung und Vermehrung der Bevölkerung dienen.

14) Er schlägt dem Staatsrathe die Gesetze vor, welche dieser nach ihrer Abfassung und Annahme dem Präsidenten zur Bestätigung vorlegt, ohne welche sie keine Kraft der Vollziehung haben.

15) Die jährliche Besoldung des Präsidenten ist auf 40,000 Dollars festgesetzt.

Dritter Titel. Vom Staatsrathe.

16) Der Staatsrath faßt neun Mitglieder in

sich, welche der Präsident wählt und worunter wenigstens zwei Dritttheile Generale sind.

17) Das Geschäft des Staatsraths besteht im Empfange der Gesetzvorschläge des Präsidenten, in der zweckdienlich befundenen Abfassung derselben; in der Feststellung der Abgaben, und der Art und Weise, selbe einzunehmen, in der Bestätigung der von dem Präsidenten abgeschlossenen Verträge und in der Bestimmung des Verfahrens bei den Werbungen für's Heer. Ihm wird die jährliche Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben, so wie über die Hülfsquellen des Landes vorgelegt.

Der vierte, fünfte und sechste Titel handeln von den Besoldungen der Generaloberaufseher der Finanzen und des Innern, so wie von denen des Staatssekretärs und der Gerichte.

Siebenter Titel. Von der Religion.

Die Regierung erkennt allein die katholische, apostolische römische an. Die Ausübung der anderen Religionen ist geduldet, aber nicht öffentlich.

Achter Titel. Von der öffentlichen Erziehung.

In jeder einzelnen Landesabtheilung soll eine Centralschule errichtet werden, nebst besonderen Schulen in den untergeordneten Bezirken.

Neunter Titel. Von der Gewährleistung für die benachbarten Colonien.

Die haytische Regierung erklärt sich gegen die übrigen Mächte, die Colonien in der Nachbarschaft besitzen, zu dem Entschlusse, diese auf keine Weise zu stören.

Das haytische Volk macht außerhalb seiner In-

sel keine Eroberungen und beschränkt sich auf die Behauptung seines Gebietes.

Nach diesen neun Hauptstücken folgen einige allgemeine Anordnungen, unter denen die vorzüglichsten darauf hinausgehen, daß jeder Haytier in dem Alter von funfzehn bis sechszehn Jahren zu den Waffen gerufen werden kann, wenn die Sicherheit des Staates es verlangt; daß die Regierung den fremden Kaufleuten Sicherheit der Person und des Eigenthums verbürgt; daß die Ehescheidung scharf verboten ist, und daß der Ackerbau, der als die älteste, edelste und nützlichste Beschäftigung aufgeführt wird, Ermunterung und Schutz erhält.

Constitutionelles Gesetz des Staatsrathes für die Einführung der Königswürde auf Hayti.

Erste Akte.

Von der höchsten Gewalt.

Erster Artikel. Der Präsident Henry Christophe wird unter dem Namen Heinrich zum König von Hayti erklärt.

1) Dieser Titel geht mit seinen anhaftenden Prärogativen und Vorrechten erblich auf die männlichen und gesetzmäßigen Abkömmlinge der Familie in gerader Linie über, nach dem Rechte des Alters, mit Ausschluß der weiblichen Sprößlinge.

2) Alle Verhandlungen des Königreichs werden im Namen des Königs unter dem königlichen Siegel kund gethan und bekannt gemacht.

3) In Ermangelung einer männlichen Nachkommenschaft in gerader Linie geht die Thronfolge auf denjenigen Prinzen der Familie über, der dem

Könige am nächsten verwandt oder seiner Würde nach der älteste ist.

4) Fehlt es an einem muthmaßlichen Erben, so steht es dem Könige frei, nach seinem Gutbefinden die Kinder eines haytischen Prinzen zu adoptiren.

5) Sollte noch männliche Nachkommenschaft nach dieser Adoption geboren werden, so überwiegt ihr Recht auf die Thronfolge das der adoptirten Kinder.

6) Beim Ableben des Königs und bis zur Anerkennung seines Nachfolgers werden die Angelegenheiten des Königreichs von den Ministern und dem Rathe des Königs besorgt: ihre Entscheidungen gehen aus von der Mehrheit der Stimmen; der Staatssekretär führt das Protokoll über die Berathschlagungen.

Zweite Akte.

Von der königlichen Familie.

7) Die Gemahlin des Königs ist erklärte Königin von Hayti.

8) Die Mitglieder der königlichen Familie werden den Titel Prinzen und Prinzessinnen führen: sie heißen königliche Hoheiten und der muthmaßliche Thronerbe Kronprinz.

9) Die Prinzen wohnen dem Staatsrathe bei, wenn sie das nothwendige Alter erreicht haben.

Die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt können sich nicht ohne Einwilligung des Königs verheirathen.

11) Der König trifft die Anordnungen für sei-

nen Palast auf eine Weise, die ihm der Würde der Krone angemessen dünkt.

12) Auf Befehl des Königs werden in den Gegenden des Königreichs, die er dazu nach seinem Gutbefinden ausersieht, Paläste und Schlösser angelegt.

Dritte Akte.

Von der Regentschaft.

13) Der König ist minderjährig bis zum Ablaufe von funfzehn Jahren; während seiner Minderjährigkeit wird ein Regent des Königreichs ernannt.

14) Der Regent muß wenigstens fünf und zwanzig Jahre alt sein und wird unter den Prinzen ausgewählt, die dem Könige am nächsten verwandt sind (mit Ausschluß des weiblichen Geschlechts), oder in Ermangelung dieser, unter den Großwürdenträgern des Königreichs.

15) Wenn vermöge königlicher Vorherbestimmung kein Regent ernannt ist, so wird die allgemeine Rathsversammlung einen wählen auf die im vorigen Artikel vorgeschriebene Weise.

16) Der Regent wird bis zur Volljährigkeit des Königs alle mit der königlichen Würde verknüpfte Gerechtsame ausüben.

17) Er kann kein Friedensbündniß, keinen Handelsvertrag abschließen, noch zu einer Kriegserklärung schreiten, als nach reifer Ueberlegung und im Sinne der allgemeinen Rathsversammlung; die Meinungen werden durch Mehrheit der Stimmen entschieden, und sind diese sich gleich, so behauptet

diejenige Seite das Uebergewicht, welche die Ansicht des Regenten theilt.

18) Der Regent kann weder die Großwürden des Königreichs, noch die Generalstellen bei der Land- oder Seemacht vergeben.

19) Alle Verhandlungen der Regentschaft ergehen im Namen des minderjährigen Königs.

20) Die Aufsicht über den minderjährigen König wird seiner Mutter, oder, in Ermangelung dieser, dem von dem verstorbenen König bezeichneten Prinzen anvertraut.

21) Der Regent kann eben so wenig als seine Abkömmlinge gewählt werden, um die Aufsicht über den minderjährigen König zu führen.

Vierte Akte.

Von dem großen und dem Privatrathe.

22) Der große Rath besteht aus den Prinzen von Geblüt und aus den vom Könige ernannten Prinzen, Herzogen und Grafen, deren Zahl eben derselbe bestimmt.

23) Der König hat im Rathe den Vorsitz und nimmt er denselben nicht persönlich ein, so bezeichnet er einen von den Würdenträgern des Königreichs, um seinen Platz auszufüllen.

24) Den Privatrath wird der König wählen aus den Großwürdenträgern des Königreichs.

Fünfte Akte.

25) Die Großoffiziere des Königreichs sind die Großmarschälle von Hayti: sie sind nach ihrem Verdienste aus den Generalen jedes Ranges zu wählen.

26) Die Stellen der Großoffiziere des Königreichs dauern auf Lebenszeit.

27) Wenn einer von den Großoffizieren des Königreichs auf Befehl des Königs oder wegen Körperschwäche außer Thätigkeit gesetzt wird, so behält er dessenungeachtet seinen Titel, Rang und die Hälfte seiner Besoldung.

Sechste Akte.

Von den Ministern.

28) Der König wählt und bezeichnet vier Minister; den Kriegs- und Marineminister, den Minister der Finanzen und des Innern, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten und den Justizminister.

29) Die Minister sind Mitglieder des Raths und haben eine berathende Stimme.

30) Die Minister correspondiren unmittelbar mit dem König und empfangen seine Befehle.

Siebente Akte.

Von den Eiden.

31) Der König legt bei seiner Thronbesteigung oder beim Antritte seiner Volljährigkeit auf das Evangelium in Gegenwart der hohen Behörden des Königreichs einen Eid ab.

32) Der Regent schwört, ehe er die Geschäfte der Regierung übernimmt, unter derselben feierlichen Form.

33) Die vornehme Geistlichkeit, die Großoffiziere, die Minister und der Staatssecretär legen den Eid der Treue in die Hand des Königs ab.

Achte Akte.

Von der Form der Bekanntmachung.

34) Die Bekanntmachung aller Verhandlungen der Regierung fängt mit folgender Formel an:

„Wir, von Gottes Gnaden und durch das constitutionelle Gesetz des Staats, König von Hayti, entbieten Allen für jetzt und künftig unsern Gruß."

Und alle öffentliche Verhandlungen führen den Schluß:

„Wir entbieten und verordnen Gegenwärtiges, unterzeichnet mit unserm Siegel an alle Gerichtshöfe, Tribunale und Verwaltungsbehörden zu richten, zum Eintragen in ihre Register, zur Befolgung und zur Wachsamkeit über die Befolgung im ganzen Königreiche; der Justizminister ist mit der Bekanntmachung beauftragt.

35) Die Vollziehungsgeschäfte bei den Urtheilen der Gerichtshöfe und Tribunale werden folgendermaßen abgefaßt.

Wir, von Gottes Gnaden und durch das constitutionelle Gesetz des Staats, König von Hayti, entbieten Allen für jetzt und künftig unsern Gruß.

Darauf folgt die Abschrift des Urtheils oder Beschlusses:

„Wir entbieten und verordnen allen Gerichtsdienern und den Beamten, die man dazu auffordern wird, besagtes Urtheil in Vollziehung zu bringen, eben so allen Procuratoren bei den Tribunalen, zu dem Ende hülfreiche Hand anzulegen; allen Befehlshabern und Beamten der öffentlichen Gewalt mit kräftiger Unterstützung einzuschreiten, wenn sie auf dem Wege des Gesetzes dazu aufge-

fordert werden. Zur Beglaubigung ist das gegenwärtige Urtheil von dem Präsidenten des Gerichtshofes und dem Secretär desselben unterzeichnet worden.

Verfügt durch den Staatsrath von Hayti auf Cap-Henry den 28. März 1811, im achten Jahre der Unabhängigkeit.

Unterzeichnete: Paul Romain, der ältere, Andreas Vernet, Toussaint Brave, Jean-Philippe Daux, Martial-Besse, Jean-Pierre Richard, Jean-Fleury, Jean-Baptiste Juge, Etienne Magny, Secretär.

Alle diese Gesetze und Maaßregeln betreffen weit mehr die äußern Förmlichkeiten, als daß sie den lebendigen Geist einer gesunden Verfassung an den Tag legen; sie zeigen übrigens, wie leicht sich das constitutionelle Phrasenspiel nachäffen läßt.

Der Krieg zwischen Christophe und Pétion dauerte fort, ohne daß es zwischen ihnen zu einem entscheidenden Ausschlage kam; die beiden kämpfenden Parteien schwächten sich gegenseitig und versprachen dadurch eine leichte Beute des gemeinschaftlichen Feindes zu werden. Es dauerte lange, ehe die beiden Nebenbuhler den geringen Erfolg ihrer kriegerischen Anstrengungen und die ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit drohende Gefahr wahrnahmen, die aus einer längern Fortsetzung der Feindseligkeiten nothwendig hervorgehen mußte. Sie legten endlich, wie mit beiderseitiger Uebereinkunft, die Waffen nieder, und beschränkt auf das Gebiet, welches jedem das Loos des Kriegs im Augenblick dieses stillen Waffenstillstandes angewiesen

hatte, beschäftigten sie sich hauptsächlich mit dem innern Zustande ihrer Staaten. Christophe's Königreich trennte sich von der Republik, an deren Spitze Pétion stand, ungefähr gegen die Mitte des westlichen Inseltheils durch Arcahaye, die Kette des Mont-terrible, den großen Boucan, die Gebirge von Pensez-y-bien und durch Mirebalais. Der Lauf des Artibonite bezeichnete die Grenze in dem Theile, der am weitesten gegen die ehemaligen spanischen Besitzungen vorging. Die Grenze bildete ungefähr eine 10 Meilen breite Linie zwischen den beiden Staaten, und alles Land, welches sie umfaßte, blieb absichtlich unbebaut liegen und war ein fast undurchdringlicher Wald geworden und eine natürliche Wehr, die mit jedem Tage einem bewaffneten Durchzuge größere Schwierigkeiten entgegenstellte.

Pétion und die vornehmsten Häupter der Farbigen hatten ihr Theil zum Tode des Dessalines beigetragen. Den 21. Oktober 1806, drei Tage später, als Dessalines in der ihm gelegten Schlinge umgekommen war, hatten sie einen Aufruf ergehen lassen, in welchem Christophe provisorisch zu dessen Nachfolger ernannt wurde. Dieser Oberbefehlshaber haßte gleich Dessalines die Farbigen; man gab ihm sogar Schuld, bei dem Tode des Mulatten Clervaux und einiger Anführer seiner Kaste, die plötzlich in den letzten Tagen der Kaiserregierung starben, seine Hände eingemischt zu haben. Eben derselbe ergriff Maßregeln, um die Mulatten von einander entfernt zu halten; er konnte sie aber nur halb durchsetzen, denn als die constituirende Ver-

sammlung in Port-au-Prince zur fest entschiedenen Wahl des Staatsoberhauptes zusammen gekommen war, so ernannte sie den 27. December 1806 Pétion zum Präsidenten der haytischen Republik und traf zugleich Beschlüsse über die Verfassung derselben.

Die Schlacht, welche darauf am ersten Tage des nächsten Jahres auf dem Felde von Cibert *) zwischen den beiden Nebenbuhlern vorfiel, hatte, wie schon früher anderswo bemerkt wurde, den Präsidenten Pétion genöthigt, sich in Port-aux-Crimes einzuschließen; denn so nannten die Anhänger Christophe's Port-au-Prince. Später, gegen das Ende des Jahres 1807, hatte die Empörung des Negers Johann Baptiste Perrier, auch Gauman oder Goman genannt, den Bezirk von Jérémie und einen Theil des Südens zu Christophe's Partei hinübergezogen.

Der General Rigaud war 1810 aus Frankreich entwichen, wo man ihn seit 1803 festgehalten hatte; er kam aus den vereinigten Staaten den siebenten April, mitten in der Nacht, in Cayes an. Man beschuldigte damals die französische Regierung, die Entweichung dieses im Süden von St. Domingo angebeteten Heerführers begünstigt zu haben, in der Hoffnung, durch sein Wiedererscheinen Spaltungen auf der Insel zu erregen. Pétion nahm anfänglich seinen alten General mit Begeisterung auf und ernannte ihn zum Befehlshaber über die Provinz des Südens; bald aber wurde er eifersüchtig auf die Beweise der Anhänglichkeit, welche Rigaud auf seinem Posten erhielt. Es erfolgte ein

*) Vergl. Seite 134.

Bruch zwischen den beiden Häuptern, und einige Wochen hindurch theilte sich die französische Partei von St. Domingo in drei stark gesonderte Regierungen; die des Nordens und des nördlichen Gebiets auf der Westseite stand unter Christophe; die der mittäglichen Gegenden im Westen unter Pétion und endlich der Süden unter Rigaud.

Glücklicher Weise dauerte die Trennung zwischen den beiden Häuptern der Mulatten nur kurze Zeit; Christophe hatte bei der Nachricht derselben auf Port-au-Prince losgehen wollen. Ein Vereinigungsvertrag, der in Miragoane unterzeichnet wurde, brachte die beiden Befehlshaber der Farbigen gegen den schwarzen Präsidenten in die Waffen, der ihre Verbindung schnell genug erfuhr, um sich ohne Schwertschlag zurückzuziehen.

Nach Entfernung der Gefahr erwachte der Haß zwischen den beiden Mulatten von Neuem. Denn 1811 empörten Pétion und Goman, die sich endlich vereinigt hatten, die Besatzung von Cayes gegen Rigaud, während Christophe an der Befestigung seiner Macht in den ihm unterworfenen Gebiete arbeitete und sich die Königskrone aufs Haupt setzte. Rigaud, kräftig unterstützt von seinem Lieutenant Borgella, der die Empörer in die Flucht jagte, überlebte diesen letzten Angriff auf seine Macht nur um einige Tage, und starb auf dem Landsitze Laborde, nachdem er den Mulatten Borgella zu seinem Nachfolger ernannt hatte.

Dieser blieb nicht lange im ruhigen Besitze seines Erbes: Pétions Politik rief Uneinigkeit zwischen dessen Generalen hervor, und diese innern

Kämpfe drohten dem Westen und Süden eine nahe Unterwerfung, als ein unerwarteter Angriff von Christophe die Streitenden durch das Interesse der gemeinsamen Vertheidigung unter dieselben Fahnen zusammenführte. Schon war ein Theil von der Flotte des schwarzen Königs auf die Seite der Republikaner übergetreten, doch ohne Vortheil für Pétion, denn die meisten Schiffe, die zu ihm hatten stoßen wollen, waren von einer englischen Fregatte erreicht und genommen worden. Um sich zu rächen, überschritt Christophe zum letzten Male die Grenze seines Königreichs gerade in der Zeit, wo sich Pétion im Süden der Insel befand: allein dieser Anführer hatte in Port-au-Prince einen alter ego, den farbigen General Boyer zurückgelassen, seinen Secretär und Freund, der ihm später in der Regierung gefolgt ist. Anfänglich war dieser außer Stande, den königlichen Truppen Einhalt zu thun und Christophe an der Belagerung von Port-au-Prince zu hindern: indessen fühlte er sich bald darauf durch Vereinigung mit Borgella stark genug, die Belagerer auf ihr eigenes Gebiet zurückzutreiben.

Während Christophe den Krieg im Westen führte, hatten die Mißvergnügten im Norden sich zum Umsturze seiner Macht verschworen: Boyer's Erfolge, so glaubten sie, würden schnell über das Daseyn des Königthums entscheiden, allein die Unschlüssigkeit Pétion's, wo nicht seine Politik, die in dem Versuche der Machterweiterung die Gefahr des Verlustes erblickte, waren Ursache, daß es nicht zu weiteren Unternehmungen kam. Die-

ser Krieg war der letzte zwischen den beiden eifersüchtigen Staaten und seit dem Ende desselben ist bis 1814 nichts von Bedeutung auf Hayti vorgegangen, das einen Platz in der Geschichte verdient. Hier bietet sich daher ein schicklicher Ruhepunkt dar zu einem allgemeinen Ueberblick der Regierung und des Hofes von Hayti.

Bald nach der Krönung Christophe's, am zweiten Juni 1811, in Cap français, das von dieser Zeit an Cap Henry getauft wurde, machte der Graf de la Limonade, Sekretär des Königs, ein Werk über die Thronbesteigung seines Gebieters bekannt, das sich nach seinem Ton und Gehalt nicht unwürdig an ähnliche Erzeugnisse europäischer Reichshistoriographen reiht *). Ein kurzer Abriß der Begebenheiten seit dem Tode des Kaisers Johann Jacob bis zur Durchsicht der Verfassung steht als Einleitung an der Spitze; angefügt ist eine Ode über die Einnahme des Mole von St. Nicolas unter der Anführung Christophe's; der Verfasser, der sich nicht genannt hat, verräth Schwung und Leichtigkeit.

Dem oben mitgetheilten Verfassungsentwurfe folgten verschiedene Edikte, unter denen die merkwürdigsten sind: 1) das vom 5. April, welches einen Erbadel mit Titeln, Einkünften und Lehen

*) Der vollständige Titel desselben lautet: Relation des glorieux événements, qui ont porté leurs Majestés royales sur le trône d'Hayti, suivie de l'histoire du couronnement et du sacre du Roi Henry I. et de la Reine Marie Louise.

einführte; ein anderes, erlassen in demselben Monate, schuf vier Prinzen, acht Herzoge, zwei und zwanzig Grafen, sieben und dreißig Barone und vierzehn Ritter; 2) ein Edikt vom siebenten April gründete in der Capstadt den Sitz eines Erzbischofs, ernannte den Erzbischof zum Großalmosenier des Königs und verordnete außerdem für Gouaïves, Port-au-Prince und Cayes drei Suffraganbischöfe (Port-au-Prince und Cayes waren um diese Zeit in Pétion's und Rigaud's Gewalt); ein Edikt vom 13. April 1811 bestimmte das große Costüme des Adels nach den verschiedenen Ordnungen desselben; 4) ein Edikt vom 30. April gründete den königlichen und militärischen Orden St. Henry, versah ihn mit 300,000 Franken jährlicher Einkünfte und setzte die Zahl der Mitglieder auf 16 Großkreuze, 32 Commandeurs und 250 Ritter fest; 5) ein Edikt vom Monat Mai betraf das Haus und die Familie des Königs, und zählte zu dem Ende verschiedene Großoffiziere, 9 Gouverneurs der Paläste und 7 Gouverneurs der Schlösser, 14 Kammerherren, 14 Pagen, 5 Ceremonienmeister, Waffenherolde u. s. w. auf.

Eine flüchtige Erörterung des königlichen Almanachs für das Jahr 1814 giebt den vollständigsten Begriff von der Regierung und dem Hofe Christophe's. Er fängt an mit einem Verzeichnisse der herrschenden Herkömmlichkeiten, dahin gehören unter andern die Tage der katholischen Heiligen, die Feste aller Kirchenpatrone auf königlichem Gebiete, ferner sieben Nationalfeste: das erste betrifft die Unabhängigkeit von St. Domingo, das zweite

die Gründung der Monarchie, das dritte die Krönung des Königs und der Königin, das vierte, fünfte und sechste die Geburtstage des Königs, der Königin und des Kronprinzen, das siebente die Feier des Ackerbaues.

Hieran schließt sich eine kurze Skizze über das Königreich Hayti. Die Grundsätze des Feudalsystems, heißt es, sind in demselben unbekannt; die Titel des Erbadels, des königlichen und militärischen Ordens St. Henry werden dagegen als Belohnungen angegeben, welche diejenigen erhalten, die ihr Leben dem öffentlichen Wohle oder der Vertheidigung des Vaterlandes und des Königs weihen.

„Die Gesetzgebung besteht in einem Codex einfacher, klarer, genauer Gesetze, die den Sitten, den Gebräuchen und dem Charakter des Volkes angemessen sind.“

„Ein besonderer Codex beschäftigt sich mit dem Ackerbau, eine Erscheinung ohne Beispiel bei den übrigen Völkern; er bestimmt die gegenseitigen Pflichten der Eigenthümer, der Pächter und der Landbebauer, die Polizei in den Pflanzungen, den Gewinn und die Zubereitung der verschiedenen Erzeugnisse des Bodens; mit einem Worte die gesammte Landwirthschaft von Hayti; die Grundsätze dieses Codex sind von der Gerechtigkeit, der Billigkeit und der Menschlichkeit diktirt.“

„Die Ehe wird geehrt, begünstigt und ermuntert; kein unverheiratheter Haytier erhält irgend einen ausgezeichneten Posten. Die Scheidung wird nicht geduldet.“

„Man ermuntert die fremden Kaufleute, sich

auf Hayti niederzulassen; der König ist sogar geneigt, sie aus seinem Vermögen zu unterstützen, vielen hat er bereits wichtige Hülfsleistungen erwiesen."

Darauf folgt das „rothe Buch" oder der Hofkalender von Hayti. Das erste Kapitel trägt die Ueberschrift: „Königliche Familie" und berührt die besonderen Gebräuche in Betreff Sr. Majestät des Königs Heinrich, Ihrer Majestät der Königin Marie Luise, und ihrer vier Kinder, nämlich zweier Söhne und zweier Töchter.

Das zweite Kapitel enthält die Namen und Titel der Großoffiziere des Staats, des Generalobersten der haytischen Garden, des Großmarschalls von Hayti, des Ministers und Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten, des Erzbischofs, des Großalmoseniers des Königs, des Oberceremonienmeisters.

Das dritte Kapitel handelt von den Aufenthaltsorten des Königs, der Königin, des Kronprinzen, der königlichen Prinzessinnen und der königlichen Haustruppen. Es werden neun Paläste und achtzehn Schlösser angegeben. Einer der Paläste heißt: Sans Souci und eines der Schlösser: Le chateau des Délices de la reine. Ferner eine Bestimmung der gewöhnlichen Anzahl der Kammerherren, der Sekretäre, der Bibliothekare, der Pagen, der Palastgouverneure, der Aerzte, der Chirurgen. Die Haustruppen bestehen aus einem Generalstabe, einem Corps reitender Artillerie, zwei Compagnien Gardes-du-Corps, drei Eskadronen Chevaux

légers und einem Infanterieregimente von fünf Bataillonen.

Das fünfte Kapitel liefert eine Liste des großen Staatsraths und des Privatraths. Der große Staatsrath bildet zugleich den obersten Gerichtshof in Angelegenheiten vornehmer Verbrecher und öffentlicher Beamten, die der Veruntreuung angeklagt sind. Er schreitet ferner gegen Verschwörer ein und ist zugleich rücksichtlich der untern Behörden das Oberapellationsgericht.

Das sechste Kapitel giebt Rechenschaft von dem königlichen und militärischen St. Henry-Orden.

Das siebente Kapitel schildert die verschiedenen Staatsdepartements, den Geschäftskreis des Staatssekretärs, der Kanzlei, des Kriegs- und Marinedepartements, des Departements der Finanzen und des Innern, das der Justiz und des Großadmirals.

Das achte Kapitel handelt von der Geistlichkeit. Die römisch-katholische Religion wird auf Hayti allein anerkannt und öffentlich ausgeübt. Unter dem Erzbischofe, der von dem Erzbischof zu Palermo geweiht ist, stehen ein Kapitel, ein Seminar und ein Collegium. Jedem der drei Bischöfe ist ein Kapitel nebst einem Seminar beigegeben mit dem Genusse beträchtlicher Einkünfte.

Das neunte Kapitel führt die Ueberschrift: „militärische Organisation des Königreichs" und enthält ungefähr funfzig Seiten. Die Liste der Landmacht spricht von funfzig Bataillonen, zur Seemacht werden zwei Viceadmiräle, zwei Divisionschefs, zwei Schiffskapitäne, vier Fregattenkapitäne u. s. w. gezählt.

Das zehnte Kapitel bezeichnet die Intendanten des Finanzwesens, die Aufseher der Gärten, der Gewässer, Wälder und Gebäude, die Direktoren der Münze, die Oberaufseher des Gewichtes und des Maaßes.

Das elfte Kapitel giebt die Justizeinrichtung an, die Liste des obersten Gerichtshofes, der Advokaten und Rechtskandidaten der höhern Gerichtshöfe, der Richter und Beamten der Admiralität und des kirchlichen Forums, der Notare, der Aufseher und Auktionatoren.

Das zwölfte Kapitel setzt die Postverordnungen auseinander.

Das dreizehnte Kapitel unter der Aufschrift: „Oeffentlicher Unterricht", geht auf den Zustand der Schulen, welche der König gegründet hat, deren Professoren und Lehrer er besoldet, unter Austheilung von Preisen an die ausgezeichnetsten Zöglinge.

Das vierzehnte Kapitel unter der Ueberschrift: „Schöne Künste", enthält die Liste der königlichen Akademie der Musik und der königlichen Mahler.

Das funfzehnte Kapitel liefert ein Verzeichniß der königlichen Schauspieler, und das sechszehnte zählt die Personen auf, denen die Gestüte und Schäfereien untergeben sind.

Das Ganze schließt mit der Schilderung der Hofetikette, den Ceremonien bei den Präsentationen und Audienzen u. s. w.

Neunte Periode.

Schritte der französischen Regierung, um sich mehr oder weniger in das frühere Verhältniß zu setzen. — Gegenmaßregeln der haytischen Regierungen. — Tod des Königs Christophe; bald darauf stirbt auch Pétion, an dessen Stelle Boyer tritt. — Unter ihm vereinigt sich ganz Hayti zu einer Republik. — Frankreich erkennt im Fortgange der Unterhandlungen die volle Unabhängigkeit Hayti's gegen eine Entschädigungssumme an. — Blick auf die bestehende Verfassung.

Unter der Kaiserregierung war Frankreich gezwungen worden, vergeblich auf die Wiedereroberung St. Domingo's zu hoffen. Stärkere Interessen, nebst der Unmöglichkeit, während des Krieges zwischen England und Napoleon eine Flotte auszusenden, hatten das noch immer obschwebende Vorhaben eines neuen Angriffs von einer Zeit zur andern unausführbar gemacht.

Als Napoleon zum ersten Male auf die Regierung verzichten mußte, glaubten die ehemaligen Colonisten, daß der Friede, welcher mit der Restauration eintrat, ihnen auch das Verlorene wiederbringen würde: es wurde bei der Kammer der Deputirten ein Gesuch eingegeben und tausend verschiedene Entwürfe, die sich mit der Wiedereroberung St. Domingo's beschäftigten, theils auf dem

Wege der Unterhandlungen, theils durch Waffengewalt; tausend Verwaltungspläne, worunter die meisten die originelle Krankheitsspur der alten Vorurtheile trugen, durch welche Frankreich früher den Verlust der Insel verschuldet hatte; tausend solche politische Seifenblasen flogen von allen Seiten in die Luft. Die Kammer übergab das an sie gerichtete Gesuch einer Commission, bei welcher der General Desfourneaux, der seit 1791 bis 1803 fast in allen Kriegen gegen die Schwarzen mitgefochten hatte, zum Berichterstatter ernannt wurde. Das Gutachten der Commission wurde bald öffentlich bekannt. Die Handelsvortheile, welche Frankreich aus dem Besitze der Insel gezogen hatte, waren darin übertrieben, und nicht richtiger sah es mit den vorgeschlagenen Maaßregeln aus, welche die Colonie unter Frankreichs Hoheit zurückführen sollten. Die Regierung hatte sich keine authentische Aufklärung verschaffen können, hinsichtlich der Stimmung der Anführer, die neben einander auf Hayti herrschten; dessenungeachtet begründete der Berichterstatter auf die vorgebliche Kenntniß ihres Charakters die Ueberzeugung, daß sie ohne Schwierigkeit die Oberhoheit Frankreichs anerkennen würden, und für diesen Fall bat er den Monarchen, diesen und den andern Befehlshabern, welche der Bericht bezeichnete, das Ansehen und alle die Vortheile des Glücks zu verbürgen, welchen sie der Gunst der Umstände zu danken hatten; da es endlich möglich wäre, daß der gehoffte Erfolg ausbliebe, so ersuchte man die Regierung in Unterwürfigkeit, zugleich eine hinreichende Land- und

Seemacht abzusenden, um die Colonie in Besitz zu nehmen.

Der Berichterstatter schlug schließlich der Kammer vor, bei der höchsten Gewalt auf Gesetze anzutragen für die innere Verwaltung von St. Domingo, so wie auf eine Vorschrift der Aufführung für die Schwarzen, die entweder schon Hayti bewohnten, oder erst künftig dahin kommen würden; endlich sollten die bürgerlichen und politischen Rechte aller Eigenthümer in der Colonie festgesetzt werden, von welchen Farben sie auch sein möchten.

Dieser Bericht erregte unter den ehemaligen Colonisten ein allgemeines Freudengeschrei, sie rechneten nicht bloß auf die Wiedererlangung ihrer Grundstücke, sondern auch des beweglichen Menschengutes, welches dieselben ehedem bestellte. Es war in der That ziemlich unvernünftig, zu meinen, daß die in dem Berichte ausgesprochenen Maaßregeln günstige Folgen haben könnten; dazu kam, daß England, welches gegen Frankreich mit bedeutenden Forderungen im Rechte war, die unmittelbare Aufhebung des Sklavenhandels verlangte; unglücklicherweise verschob man die Ausführung dieses gesetzlichen Abschlusses noch fünf Jahre hinaus. Man hoffte, daß dieser Termin hinreichen würde, um den Sklavenbestand in den haytischen Pflanzungen mit einigen Ladungen Afrikaner vollzählig zu machen.

Bald mußte man die chimärische Hoffnung aufgeben, welche der Sinn des Berichtes schmeichelnd gepflegt hatte, daß nämlich die Häupter der Regierung auf St. Domingo mit Vergnügen die Ober-

hoheit Frankreichs anerkennen und sich derselben unterwerfen würden; daß die muthige Bevölkerung dieser Insel, die noch das Schwert in der Hand hielt, welches sie gegen das schönste feindliche Landungsheer geführt hatte, einer französischen Eskadre die Erlaubniß geben würde, ihr die Stunden und Bedingungen der Arbeit vorzuschreiben, und den Pflanzern mit ihren Peitschen und Stöcken wieder Besitzungen anzuweisen, die gleich den Nationalgütern in Frankreich neue Herren gefunden hatten, welche eben so entschlossen waren, selbe zu behaupten und zu vertheidigen, als diejenigen sein mochten, denen die Charte so eben ihr altes Eigenthum zugesichert hatte.

Der folgende Brief entwickelt besser als jede geschichtliche Darstellung den sittlichen Zustand des Königreichs Hayti, sowie der nördlichen Bevölkerung unter den gegenwärtigen Umständen. Es waren dem Könige Christoph durch einen in London wohnhaften Franzosen Mittheilungen, jedoch ohne offiziellen Charakter, gemacht worden; der Graf de la Limonade, Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Hayti, antwortete darauf folgendermaßen:

„Mein Herr,"

„Ihre Briefe vom 21. März und vom 5. April sind mir nebst ihren Duplikaten durch die englische Brigg le Vigilant, Kapitän Flanagan, die den 19. Mai im Hafen des Cap Henry eingetroffen ist, übermacht worden, so wie le Bedfort, Kapitän Hackfield und le Smolensk, Kapitän Jowsey, die

gestern angekommen sind, mir Ihre Zeitungen und andere Papiere mitgebracht haben."

„Ich habe diese Briefe dem Könige überreicht, der sie mit voller und verdienter Aufmerksamkeit hat vorlesen hören."

„Die Nachrichten, die Sie uns von den großen Ereignissen in Europa und besonders in Frankreich mittheilen, sind dem Könige sehr angenehm gewesen. Se. Majestät, die sorgfältig dem Faden der Begebenheiten gefolgt ist seit dem Rückzuge von Moskau und den Bewegungen in Deutschland, hatte daraus geschlossen, daß Napoleon ohne Hülfe einer allgemeinen Bewaffnung Frankreichs seinen zahlreichen Feinden nicht würde die Spitze bieten können, die um so furchtbarer erschienen, je mehr ihnen die Erfahrung sagte, daß sie langwierige Streitigkeiten beizulegen hatten, und daß ihr Dasein und die Ehre ihrer Throne auf dem Spiele stand."

„Das, was Se. Majestät vorausgesehen hatte, ist zum Theil in Erfüllung gegangen durch den Sturz des unversöhnlichen Weltfeindes; indessen wird die allgemeine Ruhe gefährdet bleiben so lange als Napoleon lebt."

„Se. Majestät erblickt neue Bürgschaften für die Sicherheit des Königreichs in den menschenfreundlichen Grundsätzen, welche die europäischen Regierungen, wie es scheint, anzunehmen wünschen. Dessenungeachtet hat eben dieselbe, seit der Vertreibung der Napoleonschen Trabanten vom haytischen Boden, keinen Augenblick versäumt, um sich auf den Krieg und den hartnäckigsten

Widerstand, im Falle eines Angriffs, gefaßt zu halten."

„Die Vertheidigungsmittel sind noch erhöht worden durch die vollständige Dienstbefähigung der Truppen, die Verproviantirung der Festungen und andere Mittel, zu denen man neuerlich geschritten ist, seitdem die Friedensunterhandlungen zwischen Napoleon und England unter Oestreichs Vermittelung eröffnet worden sind; von denen uns hier Kunde durch die Zeitschriften zugekommen ist, und besonders durch die verschiedenen Dokumente und kostbaren Nachrichten, die Sie uns mitgetheilt haben, und durch welche Se. Majestät sich in den Stand gesetzt sieht, alle erforderlichen Maßregeln zu ergreifen."

„Aber wenn die Politik einerseits Se. Majestät zur Ergreifung der nothwendigen Vorsichts- und Sicherheitsmaßregeln geführt hat, so ist andererseits auch der Flor des Ackerbaues die unablässige Sorge der Regierung gewesen, wie Sie sich hier durch die außerordentliche Menge von Lebensmitteln überzeugen können, die aus den Häfen dieser Insel abgegangen sind."

„Sie müssen aus den verschiedenen Akten der Regierung Sr. Majestät seit Ihrer Thronbesteigung bemerkt haben, daß dieselbe nie das französische Volk mit den Gewalten verwechselt hat, die an der Unterdrückung Hayti's arbeiteten; eben dieselbe hat fortwährend dem ruhigen Handelsverkehre Sicherheit, Schutz und Erleichterung angeboten in derselben Zeit, wo sie entschlossen war,

alle Feinde zurückzuweisen, die es wagen möchten, uns in die Sklaverei zurückzustürzen."

„Sie können, mein Herr, erklären, und Sie sind gegenwärtig dazu ermächtigt, daß Se. Majestät mit Vergnügen diejenigen französischen Schiffe zulassen wird, die nach den Formen des Gesetzes für die Häfen von Hayti bestimmt sind; sie sollen, gleich den Unterthanen der mit uns befreundeten Mächte, welche mit uns friedlichen Handel treiben, behandelt und beschützt werden, wofern sie sich pünktlich den Gesetzen des Königreichs fügen. Sie können den französischen Kaufleuten diese Versicherung ertheilen und diese Erklärung im Wege der Journale zur Oeffentlichkeit bringen."

„Eine neue Ordnung der Dinge beginnt: Se. Majestät überläßt sich der tröstenden Hoffnung, an Frankreich eine gerechte und menschenfreundliche Regierung zu finden, die in der Ueberzeugung, daß Gewalt unzulänglich ist, um uns wieder in die Sklaverei zurückzuführen, nicht vergessen wird, daß wir nie aufgehört haben, ihren unversöhnlichsten Feind zu bekämpfen vom Anfange seiner Regierung bis zu seinem Sturze, und daß wir niemals den Vorschlägen Gehör schenken mochten, womit seine Geschäftsführer von allen Seiten uns entgegen kamen."

„Se. Majestät schmeichelt sich, daß sie menschliche Gesinnungen bei einem Monarchen antreffen wird, der in der Schule des Unglücks gewesen ist."

„Allein bei der Ungewißheit über das Verhalten, welches der neue König gegen uns zu behaupten gesonnen ist, können wir weder irgend einen

Weg noch Schritt einschlagen, wozu Sie uns einladen, bis wir bestimmt von den königlichen Absichten unterrichtet sind."

„Es gebührt Ihnen, mein Herr, der Sie mit einer grenzenlosen Anhänglichkeit und Treue so standhaft die Interessen des unglücklichen Monarchen vertheidigt haben, dem Sie dienen; und der Sie durch so viele Bande an die Sache des Königs Heinrich geknüpft sind und die Entwürfe Englands kennen; es gebührt Ihnen, den Weg zu bahnen, auf welchem sich die beiden Mächte über ihre gegenseitigen Interessen, so wie über ihre Unterthanen, verständigen können."

„Demzufolge dürfen Sie nicht zweifeln, daß Se. Majestät alle gerechte und vernünftige Vorschläge, die man etwa thun will, günstig anhören wird, und daß sie bereit ist, einen beglaubigten Repräsentanten aufzustellen, um ihre und ihres Königreichs Interessen erörtern zu lassen."

Die Gesinnungen und Absichten der südlichen Einwohner stimmten mit denen im Norden zusammen. Die Regierung hatte amtlich entschieden, daß man bei dem ersten Anzeichen eines Angriffes alle Städte in Brand stecken und Alles zerstören würde, was nicht ins Gebirge fortgeschafft werden könnte. Die Arsenale waren mit Lunten angefüllt, um sie nöthigenfalls jeden Augenblick anzuzünden. Diese politischen Maßregeln, erörtert im Rathe, waren kraft des fünften Artikels der Verfassung vom 30. Mai 1805 beschlossen worden; er lautete im Grundterte: „Beim ersten Kanonenlärmschuß werden die Städte verschwinden und die Nation

wird aufstehen.“ Dazu gesellte sich das noch frische Andenken an den großen Brand von Moskau, dessen zerstörende Flammen Rußland von der Herrschaft Frankreichs und ganz Europa vom Soldatendespotismus befreit hatten.

Der folgende Brief, datirt von Port-au-Prince, ist nicht weniger interessant, als der eben mitgetheilte; er wurde den ersten August 1814 von einem dort ansässigen Engländer an einen seiner Landsleute gerichtet.

„Das gegenwärtige Schreiben soll Ihnen einen Begriff von unserer Lage und unsern Besorgnissen geben, seitdem die letzte Umwälzung auf dem Festlande vorgegangen ist. Ich kann meine Blicke nicht ohne Entsetzen auf die Blut- und Mordscenen richten, mit denen man für den Fall umgeht, daß die Franzosen diese Insel mit einem Angriffe heimsuchen sollten. Das Volk würde, wenn man nach seinem gegenwärtigen Gefühle urtheilen darf, keinen Vorschlag mit Geduld anhören, der den Grundsätzen der Unabhängigkeit zuwiderliefe. Ich habe mit dem Präsidenten Pétion mehrere Jahre hindurch in enger Verbindung gestanden und ich kann Ihnen versichern, daß ich nie einen liebenswürdigeren und tugendhafteren Mann gekannt habe. Er ist der Abgott des Volkes und das Zutrauen auf ihn hat keine Grenzen.“

„Er würde aber lieber seine ganze Macht einbüßen, ehe er sich das Vorhaben unterschieben ließe, diese Colonie an Frankreich zurückgeben zu wollen. Die eingezogenen Nachrichten sprachen von einem Angriffe im Monate December. Die Regierung

hat amtlich bekannt gemacht, daß man beim Erscheinen des Feindes sogleich die Städte in Brand stecken und Alles zerstören soll, was den Feinden vortheilhaft sein könnte. Zu gleicher Zeit hat sie uns mit der Hoffnung getröstet, uns alle unsere Verluste und ausstehende Schulden zu vergüten, sobald der Feind würde von der Insel vertrieben sein und die Finanzen sich wieder geordnet hätten."

„Es gewährt in der That ein schauderhaftes Schauspiel, alle die Vorkehrungen zu sehen, die man trifft zur Zerstörung der Städte und alles desjenigen, was sich nicht ins Gebirge bringen läßt. Die Zeughäuser sind mit Brandfackeln angefüllt, die beim ersten Signal angezündet werden sollen, und wenn man sich auf dem Stadthause nach den Vertheidigungsmitteln erkundigt, so lautet die Antwort: „„Sehet auf Moskau; wäre Moskau nicht zerstört worden, so würde Napoleon noch immer der Tyrann von Europa sein.""

„Ich gestehe, daß ich diese Ansicht für gründlich halte; was mich betrifft, so hoffe ich, mich mit meinem Vermögen weit von hier zu entfernen, um nicht einen Augenzeugen bei den tragischen Auftritten abzugeben, die im Werke sind. Die beiden Parteien Pétion's und Christophe's können über 60,000 Mann ins Feld stellen; die Soldaten sind zu Gefahren und Strapazen abgehärtet. Ich kann Ihnen versichern, daß ich bei der Belagerung dieser Stadt in ganzen Regimentern Handlungen der Tapferkeit bemerkt habe, die den besten europäischen Truppen Ehre machen würden. Alle Forts und Festungen in den Gebirgen sind mit Munition

und Lebensvorräthen aus der umliegenden Gegend versehen. Dieß ist gegenwärtig der Zustand von Hayti; dieß sind die Zubereitungen, womit man sich zur Menschenvertilgung anschickt, und Alles dieß geschieht nach der Anordnung des aufgeklärtesten und tugendhaftesten Mannes der gesammten Bevölkerung. Meine Seele versinkt in Schmerz, wenn ich daran denke. Die Absicht, so viele Menschenarbeiten zerstören zu wollen, ist nicht menschenfreundlich und von keiner leichten Ausführung. Einige Monate werden entscheiden, ob die schönste Gegend Amerika's eine unfruchtbare Wüste oder ein blühender Staat sein soll."

Indessen sandte Malouet, Minister der Colonien, im Laufe des Junius drei Commissäre nach Westindien ab, mit dem Auftrage, der französischen Regierung in Beziehung auf die Lage St. Domingo's und auf die Maßregeln der Anführer Aufschluß zu geben. Die Wahl, die man in diesen Commissären getroffen hatte, war nicht von der Art, daß sie die haytische Regierung über die beabsichtigten Folgen derselben beruhigen konnte; die drei Commissäre waren Dauxion-Lavaysse, de Medina und Draverman; der erste war unter Robespierre Mitglied des Wohlfahrtsausschusses gewesen; der zweite hatte auf St. Domingo in Toussaint's Heere gedient und den Truppen Leclerc's einen wichtigen, ihm anvertrauten Posten übergeben.

Die erhaltene Weisung schrieb ihnen vor, sich unverzüglich nach Jamaika oder Portorico zu begeben; sie wandten sich nach England und reisten

fn einem Paketboot von Falmouth nach Jamaika ab, wo sie gegen Ende des August ankamen.

Den 6. September knüpfte Lavaysse, als Haupt der Commission, sein Geschäft an, indem er von Kingston aus an den Präsidenten des Südens den ersten Brief schrieb, der ohne Wirkung und anfänglich auch ohne Antwort blieb.

Den 1. Oktober richtete derselbe Geschäftsführer einen andern Brief an Christophe; dieses Sendschreiben, welches eine seltsame Mischung von Schmeicheleien und Drohungen enthielt, rief von Seiten des Staatsraths eine Adresse in den stärksten Ausdrücken und eine Antwort des Staatssekretärs Prezeau hervor, die dem französischen Commissär alle Hoffnung nahm, sein Unternehmen auszuführen.

Den 24. September, nachdem er achtzehn Tage gewartet hatte, erhielt er von Pétion eine Einladung, sich nach Port-au-Prince zu begeben; bei seiner Ankunft in diese Stadt stellte er an das Oberhaupt der Republik folgende Forderungen auf:

1) Daß der Präsident die Oberhoheit Frankreichs anerkennen und bekannt machen sollte;

2) daß der Präsident und die übrigen Einwohner, dasjenige nachahmend, was in Frankreich beim Sturze Napoleons geschehen sei, eine provisorische Regierung unter dem Machtgebote Frankreichs bilden sollten;

3) daß sie die weiße Fahne aufpflanzen sollten.

Zur Vergeltung dieser Folgsamkeit versprach Lavaysse dem Präsidenten und seinen Genossen eine ehrenvolle Auszeichnung und Belohnungen; er ver-

sicherte ihnen, daß die Fortschritte der Aufklärung die Vorurtheile der Tyrannei zerstört hätten, und daß Ludwig wie Gott, dessen Stellvertreter er sei, gegen alle seine Unterthanen dieselbe Zuneigung hege, ohne Unterscheidung der Farbe.

In dem zuletzt erwähnten Briefe überhäufte Lavaysse den gestürzten Kaiser Napoleon mit Schmähungen, welche man nach der damaligen Mode zu übertreiben pflegte; er sprach dergleichen auch gegen Leclerc und alle Anführer bei der Unternehmung von 1802 aus, die ihm insgesammt nur Räuber dünkten.

Pétion's Antwort war vernünftig und gemäßigt. Der Präsident hatte ohne Anfrage beim Senate nichts entscheiden können, doch durfte er daran erinnern, daß die französische Revolution der schwarzen und gemischten Bevölkerung von Hayti, die derselben anfänglich entgegen gewesen, nicht geringere Uebel zugefügt hatte, als den Weißen, den begeisterten Freunden ihrer Grundsätze, die später als die wärmsten Bewunderer aller Regierungen auftraten, die ihnen den Umsturz derjenigen Einrichtungen versprachen, durch welche die Sklaverei war gebrochen worden.

Den zweiten November wurde eine allgemeine Versammlung der haytischen Behörden in Port-au-Prince zusammenberufen; man beschloß in ihr einmüthig, das Ansinnen Frankreichs zu verwerfen. Der Präsident theilte diesen Beschluß Lavaysse unmittelbar mit, nebst den Beweggründen, auf denen er beruhte. Eine Supplementnote erklärte, daß die haytische Republik, beseelt von dem Wun-

sche, die Handelsverhältnisse zwischen Frankreich und dessen ehemaliger Colonie wieder herzustellen, in die Festsetzung einer Entschädigungssumme eingewilligt habe, welche den alten Colonisten für ihre erlittenen Verluste ausgezahlt werden solle; wogegen diese vollständig und gänzlich ihren Rechten und Ansprüchen zu entsagen hätten.

Lavaysse hatte keine Vollmacht, um unter den angebotenen Bedingungen zu unterhandeln; er verließ Port-au-Prince in den ersten Tagen des Novembers und die Sachen blieben auf ihrem früheren Stande.

Franco de Medina, der Geschäftsgenosse von Lavaysse, war in seinen Absichten auf den Norden noch weit unglücklicher. Er wurde auf Christophe's Befehl verhaftet und den 12. November 1814 auf dem öffentlichen Platze des Cap ausgestellt, damit jeder im Stande sei, ihn zu fragen; so besagte die königliche Proklamation, welche ihn wegen seiner Entwürfe beim haytischen Volke anklagte.

Der 19. Januar theilte der Moniteur universel folgende Protestation mit:

Paris, den 18. Januar 1815.

„Den Minister, Staatssekretär der Marine und Colonien, hat dem Könige die in öffentlichen Blättern enthaltenen Briefe vorgelegt, welche der Oberst Dauxion-Lavaysse von Jamaika aus unter dem 6. September und 1. Oktober vorigen Jahres an die gegenwärtigen Regierungshäupter von St. Domingo gerichtet hat. Herr Dauxion, dessen friedliche Sendung bloß zum Zwecke hatte, Aufklärungen über den Zustand der Colonie einzuzie-

hen und dieselben der Regierung zu übergeben, war auf keine Weise zu Mittheilungen ermächtigt, die dem Gegenstande der Sendung so stark zuwiderliefen; der König hat darüber sein tiefes Mißvergnügen bezeigt und befohlen, diese seine Mißbilligung zur Oeffentlichkeit zu bringen.

Der Minister u. s. w. Bennot."

Die ehemaligen Colonisten schmeichelten sich indessen zu sehr mit goldenen Träumen, als daß sie so schnell die Hoffnung aufgegeben hätten, zu welcher sie von Malouet waren verlockt worden. Sie hatten sich so eben durch die Erfahrung überzeugt, daß der Weg der Unterhandlungen zu keinem glücklichen Ergebniß führen konnte; sie befaßten sich also von Neuem mit dem Gedanken der Eroberung. Ihre Partei übte damals einen großen Einfluß auf die Berathungen des französischen Kabinets aus, und ungeachtet der Protestation in Betreff der friedlichen Absichten des Ministeriums, von welchem Dauxion und de Medina beauftragt worden waren, traf man Anstalten zur Rüstung einer Macht, die im Frühling 1815 unter Segel gehen sollte.

Eine Begebenheit, die ganz gegen die gemachte Rechnung eintrat, vereitelte von Neuem die Entwürfe der Colonisten. Ehe die Expeditionsflotte noch auslaufen konnte, durchschnitt Bonaparte das Mittelmeer zwischen der Insel Elba und dem Meerbusen Juan; 20 Tage nachher langte er in Paris an, und den 29. März verfügte er die Abschaffung des Negerhandels, für welchen die auseinander getriebene Regierung sich noch bis 1819 die vorrechtliche Ausübung ausgemacht hatte. Bonaparte

sandte zugleich Anträge nach St. Domingo zu einer Verbindung mit dem Mutterlande, die durch keine Ausnahme bedingt war. Er blieb zu kurze Zeit auf dem Throne, um eine Antwort zu empfangen, und hätte er selbe auch erhalten, so beschäftigten ihn die Anstrengungen, die er dem verbündeten Europa entgegensetzen mußte, viel zu lebhaft, als daß er daran denken konnte, die Drohungen auszuführen, welche jene Depesche begleiteten.

Mit dem Eintritte der zweiten Restauration erneuerten die ehemaligen Colonisten ihre Umtriebe; es vergingen indessen mehrere Monate, ehe sich die Regierung mit ihrem Anliegen beschäftigen konnte. Endlich wurde in der Mitte des Jahres 1816 auf den Bericht des Marineministers eine Verordnung erlassen, die verschiedenen Commissären die Verwaltung der bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten der Insel auftrug, ohne der dort wirklich bestehenden Regierung mit einem Worte zu erwähnen. Diese Commissäre, lauter Colonisten, die der schwarzen Bevölkerung ein Gräuel waren, traten bald darauf ihre Sendungsreise an, nahmen am Bord eines amerikanischen Schiffes ihren Weg die Küste entlang, und sandten in dieser Richtung Briefe an den General Christophe. Dieser absichtlich gewählte Titel, welcher der herrschenden Ordnung der Dinge auf Hayti Trotz bot, war Ursache, daß diese Sendschreiben auf der Stelle unerbrochen zurückgeschickt wurden.

Die französischen Geschäftsführer schlossen jetzt ihre Depeschen in einen Umschlag ein und richteten sie solchergestalt an den Befehlshaber von Gouaïves;

allein auch diese List verfehlte ihren Zweck. Man brachte ihre Mittheilungen zur Oeffentlichkeit und sie mußten darum nicht weniger nach Frankreich zurückkehren, ohne daß sie ihre seltsam überkommene Vollmacht durch irgend eine andere Thatsache hatten an den Tag legen können; denn als sie sich in dem republikanischen Theile der Insel zeigten, wurden sie von Pétion eben so entschieden zurückgewiesen. Dieser Anführer hatte rund heraus erklärt, daß er weder sie noch irgend einen andern fremden Geschäftsführer annehmen würde, wenn derselbe nicht vorläufig ermächtigt wäre, die Unabhängigkeit Hayti's anzuerkennen.

Pétion war 1815 auf die vier nächsten Jahre wieder zum Präsidenten erwählt worden, noch vor dem Ablaufe dieser Zeitfrist legte er, lebenssatt, gequält von körperlichen Schmerzen und aus Furcht, die Verzehrung der physischen Kräfte möchte auch seine sittlichen angreifen und dadurch das Schicksal des ihm anvertrauten Volkes gefährden, Hand an sich selbst, oder vielmehr, er ergab sich dem Tode. Nachdem er sieben Tage hindurch keine Nahrung genossen hatte, starb er den 29. März 1818 in einem Alter von 48 Jahren, weniger 4 Tage; als seinen Nachfolger hatte er Johann Peter Boyer bezeichnet, der seit geraumer Zeit sein zugeordneter Gehülfe in der Sorge für das öffentliche Wohl gewesen war.

Alexander Pétion gehörte als Mulatte zu den Quarteronen, war der Sohn eines reichen Colonisten von Port-au-Prince und einer freien Mulattin. Er griff gleich bei den ersten Unruhen zwi-

schen den Farbigen und Weißen zu den Waffen, und zeichnete sich unter den Schreckensscenen der folgenden Kämpfe eben so sehr durch seine Menschlichkeit, als durch seinen kriegerischen Muth aus. Unter der Dictatur Toussaint's folgte er den farbigen Anführern und hielt sich besonders zu Rigaud, unter dessen vornehmste Offiziere er gehörte; er schiffte sich mit diesem Anführer zu gleicher Zeit ein, als die Wegnahme von Cayes und Jacmel jeden Widerstand unnütz gemacht hatte; bei seiner Rückkehr trat er mit dem Range eines Obersten in das Heer, welches Leclerc befehligte, und trug als solcher zu dem Ausrufe der Unabhängigkeit Hayti's bei, als Rochambeau durch den Tod des Generalkapitäns an die Spitze des Heeres kam, der seine Gewalt auf alle ersinnliche Weise mißbrauchte. Von dieser Zeit war Pétion ein Mann vom ersten Range auf der politischen Bühne Hayti's. Dieser allgemeine Blick auf seine ruhmvolle Laufbahn ist die einfachste Todtenfeier des gesegneten Menschenfreundes.

Johann Peter Boyer, geboren in Port-au-Prince, und um einige Jahre jünger als Pétion, war schon Bataillonschef in der Legion Egalité, als die contrerevolutionäre Partei die Engländer auf Hayti rief. Damals erklärte er sich für die französischen Commissäre Polverel und Santhonar, mit ihnen zog er sich auch nach Jacmel zurück. Während des Krieges im Süden bekämpfte Boyer, unter Rigaud's Befehlen, den ehrgeizigen Toussaint-Louverture, und folgte seinem nach Frankreich flüchtenden Generale, seitdem sich der südliche

Theil von Hayti der Macht des schwarzen Oberbefehlshabers unterworfen hatte. Er schloß sich 1802 der Expeditionsarmee an, so wie alle Farbigen, die eine wahrhafte Anhänglichkeit oder die Rücksicht auf persönliche Vortheile an die Partei Frankreichs gefesselt hielt. Nach dem Tode Leclerc's schlug er sich auf die Seite Pétion's, dem er treu blieb bis zum Tode desselben. Als erwählter Nachfolger Pétion's beharrte er mit Wärme in dem Regierungssysteme, das er früher hatte mit schaffen helfen. Die Geschichte seiner Präsidentschaft hat keinen wesentlichern Gegenstand, als die Verbesserungen in den öffentlichen Geschäften, und jene Begebenheiten, die, nachdem die Republik des Königreichs und der östliche, seit dem Sturze Napoleons wieder spanisch gewordene, Theil zu einem Ganzen vereinigt sind, endlich das Mutterland vermocht haben, auf dem Wege des Rechts die Unabhängigkeit einer Colonie zu erklären, die sich bereits seit zwanzig Jahren und zwar für immer thatsächlich von der französischen Obergewalt losgerissen hatte.

Seit dem Julius 1820 waren Gerüchte über die Gefahr des Königthums im Norden von Hayti bis nach Europa hinüber gedrungen: man sprach von einer wirklichen oder angeblichen Verschwörung, die sieben Großwürdenträger Christophe's angestiftet haben sollten, um eine Republik zu errichten, die der im Süden ähnlich wäre. Eine noch weit größere Neuigkeit verbreitete sich bald darauf: man versicherte, daß der König Heinrich I. in den ersten Tagen jenes Monats gestorben sey, und daß seine

Familie dieses Ereigniß verberge, um eine Revolution zu vermeiden, die dem Kronprinzen Viktor Henry die Nachfolge entreißen könnte. Man weiß jetzt mit Bestimmtheit, daß Christophe noch im Anfange des Oktobers 1820 lebte; indessen hielt ihn ein Anfall von Lähmung in dem Schlosse Sans-Souci, seinem Lieblingsaufenthalte, zurück. Ungefähr um diese Zeit diente der königliche Befehl, welcher einen von den Soldaten geliebten Obersten degradirte, der Besatzung von St. Marc als Gelegenheit oder Vorwand zu einer Empörung. Der General, welcher die Besatzung befehligte, wurde nebst dem Obersten, der seinen degradirten Vorgänger ersetzen sollte, im ersten Ausbruche der aufrührerischen Bewegung umgebracht, und man sandte ihre Köpfe an den Präsidenten Boyer, unter dem Verlangen des Beistandes und Schutzes.

Bei der Kunde des Aufruhrs schickte Christophe am 6. Oktober den 12,000 Mann, die sich auf dem Cap befanden, den Befehl zu, auf St. Marc zu marschiren; aber schon hatten sich die Soldaten nebst ihren Anführern gegen ihn erklärt. Dem verlassenen Könige blieb nur die Garde übrig, die seine Person umgab; er sandte sie gegen die Rebellen des Cap, nachdem er von seiner Sänfte aus Musterung über sie gehalten und jedem Einzelnen vier Dollars geschenkt hatte. Diese Truppen brachen mit der lebhaftesten Begeisterung von Sans-Souci auf, noch ganz besonders angefeuert durch die versprochene Plünderung der Capstadt. Auf halbem Wege stießen sie mit den Aufrührern zusammen, die, unter dem Geschrei: Es lebe die Frei-

heit! auf Sans-Souci losgingen. Sei es nun, daß dieses Geschrei mächtig an ihr Herz schlug, oder daß sie sich von der Fruchtlosigkeit jedes Widerstandes überzeugten, genug, die Garde ging zu den königlichen Soldaten über und drang mit ihnen gegen die Wohnung des Königs vor, zu dessen Vertheidigung sie aufgebrochen war. Das Gerücht ihres Abfalles langte noch vor ihr selbst an. Sobald Christoph diese Umkehr der Dinge erfahren hatte, zog er sich in sein Zimmer zurück und gab vor, der Ruhe zu bedürfen. Hierauf ließ er seine Gemahlin und Kinder kommen, die sich um das Bett stellten, auf welchem er saß. Er wandte sich mit einigen Liebkosungen an seine Töchter, forderte Wäsche, warf auf seinen Sohn einen Blick des Schmerzes, und ohne weiter ein Wort zu sagen, deutete er seiner Familie an, sich zu entfernen. Man brachte ihm Wasser, er wusch sich Arme und Hände, als ob er sich reinigen wollte, wechselte die Kleider, wand ein Tuch um den Kopf und schickte die Dienerschaft aus seiner Nähe weg. Diese hatte noch nicht die Thür zugemacht, als ein Pistolenschuß sie zurückrief. Christophe war nicht mehr. Die Kugel hatte ihm das Herz durchbohrt, er war rücklings auf sein Bett niedergesunken. Seinen Leichnam trugen Soldaten fort, denen das Vertrauen der Königin einen Ort bezeichnet hatte, wo sie ihn hinbringen sollten; allein wenige Tage darauf fand man den haytischen König, halb von den wilden Thieren verschlungen, in der Nähe eines Waldes, wo man ihn unbegraben hingeworfen hatte. Nach seinem Tode stellte sich der General

Paul Romain an die Spitze des Staates und rief die Republik aus, während eine andere Partei sich für Christophe's Sohn erklärte. Am funfzehnten Oktober traten der Norden und der Nordwesten von Hayti zu einer Republik zusammen und wählten Paul Romain zum Präsidenten. Die Häupter dieser Regierung theilten Boyer die constituirende Akte der getroffenen Einrichtung mit. Dieser schickte sie ungelesen zurück und verweigerte jeden Beistand, so lange der Staat im Norden von der Republik des Südens abgesondert bleiben würde. Dieser Zustand der Trennung dauerte nicht lange. Den 21. Oktober nahm Boyer Besitz von Gouaïves, ohne auf Widerstand zu stoßen; den 22. marschirte er gegen das Cap, wo Tags vorher die vornehmsten Einwohner schon insgesammt Anstalten zu seinem Empfange getroffen hatten. Den 23. hielt er mit 22,000 Mann seinen Einzug. Den 26. wurde er zum Präsidenten ausgerufen. Der folgende Aufruf, unterzeichnet vom General Paul Romain und seinen vorzüglichsten Anhängern, war den 21. desselben Monats bekannt gemacht worden.

„Republik Hayti.
Freiheit, Gleichheit, Unabhängigkeit.
Zuschrift an das haytische Volk.“

„Bürger und Soldaten, die unterzeichneten Obrigkeiten und Generale kündigen euch mit der lebhaftesten Freude an, daß von jetzt an auf Hayti nur eine einzige Regierung und eine einzige Verfassung besteht.“

„Bürger, Soldaten, der Friede ist da, es giebt

keinen Krieg mehr unter uns. Alle Haytier sind Brüder und Verbündete. Der Präsident Boyer und sein Heer werden unverzüglich in dieser Stadt eintreffen, um den Segen des Friedens und der Brüderschaft zu empfangen und zu geben. Bereitet euch, sie mit der wahrhaften Begeisterung aufzunehmen, woran man die rechten Haytier erkennt. Wohlan, laßt uns tausendmal die Losungsworte des vaterländischen Heils wiederholen: Es lebe die Republik Hayti! Es lebe die Unabhängigkeit! Es lebe Freiheit und Gleichheit! Es lebe der Präsident! Gegeben auf dem Stadthause des Cap den 21. Oktbr. 1821, im siebzehnten Jahre der Unabhängigkeit Hayti's."

Christophe hatte ein Alter von 53 Jahren, als er starb. Er war ein Mann von reinen Sitten, jedoch weit mehr in der frühern, als in der spätern Zeit; die Kälte seiner Mittheilung ließ in seinem Geiste mehr Tiefe vermuthen, als er wirklich besaß. Die englischen und französischen Schriftsteller sind uneinig über seinen Charakter. Die ersten, deren Volk und Handel er begünstigte, haben ihn nicht nur als einen Mann von großem Genie dargestellt, sondern auch als einen König, der sich ganz besonders mit einer unparteiischen Verwaltung der Gerechtigkeit beschäftigt habe: die andern haben in ihm nur den blutdürstigen Tyrannen sehen wollen und deßhalb auch die Ursache seines Unterganges in den Ausschweifungen seiner Grausamkeit gesucht. Vielleicht liegt die Wahrheit auch hier, wie so oft, in der Mitte, und bedenkt man, daß die höchste Anstrengung der Herrscherkraft nothwendig

war, um die streitenden Elemente einigermaßen in Schranken zu halten, so darf man Christophe wegen seiner gefährlichen, unnatürlichen Lage eher bedauern als verwünschen; wiewohl er darum keinesweges von dem Vorwurfe empörender Gewaltthätigkeit freizusprechen ist. Sein Kopf versagte, wo es auf einen strengen, fortgesetzten Zusammenhang von Gedanken ankam; sein Wille war desto hartnäckiger und mächtiger. Man mußte anfänglich für ihn unter Toussaint die Ernennung zum General auswirken; kaum aber stand er auf einer Höhe, wo er nur Ein Haupt gegen tausend Untergeordnete über sich hatte, so ließ er der Kraftfülle seines Charakters freien Lauf. Als er zur Oberbefehlshaberwürde und später zum Throne berufen wurde, fand er sich zwischen die Ausübung der unbedingten Gewalt gestellt, die er behaupten mußte und zwischen die Nothwendigkeit, das ihm anvertraute Volk zur gesellschaftlichen Bildung zu erheben. Diese Stellung war falsch. Unwiderstehlich gedrängt, durch den Handel die materielle Kraft seines Reiches zu vermehren, und dessen sittliches Vermögen durch die Erziehung zu entwickeln, und zwar zu derselben Zeit, wo er den freigewordenen Schwarzen eine Arbeitslast auflegte, wie sie diese in den Tagen des eisernen Joches gedrückt hatte, und wo er die sonst gewöhnliche Peitsche der Peiniger durch den Stock der Distriktsaufseher ersetzte, versammelte er von allen Seiten das Licht der Aufklärung um sein verwildertes Volk. Die Folge war unvermeidlich; der Unterricht trug seine Früchte gegen den Despotismus; Christophe unterlag und

der ehemalige französische Antheil der Insel bildete fortan nun einen einzigen Staat unter dem Namen und der Form einer Republik.

Der Präsident Boyer kündigte diese Vereinigung den 26. Oktbr. in folgendem Aufrufe an:

„Haytier, der Tag der Zwietracht und Spaltungen ist dem Tage der Versöhnung und Einigkeit gewichen und dieser Tag ist der angenehmste meines Lebens. Kinder derselben Familie, seid ihr alle versammelt im Schatten desselben heiligen Freiheitsbaumes. Die Verfassung des Staats wird auf ganz Hayti anerkannt vom Norden bis zum Süden, vom Osten bis zum Westen. Die Republik zählt auf ihre Bürger als auf Männer, die sich ihrem Dienste und ihrer Unabhängigkeit geweiht haben."

„Ich will euch nicht an die Geschichte eurer Mißgeschicke erinnern; man muß nur daran denken, um sich ähnliche in Zukunft zu ersparen. Als wir die Waffen ergriffen, um die Sklaverei zu vertilgen, der wir seit Jahrhunderten unterworfen waren; als wir unser Blut vergossen und dem Vaterlande die größten Opfer darbrachten, stellten wir uns nicht vor, daß wir die Beute jener ehrgeizigen Menschen werden sollten, die bei Revolutionen das öffentliche Wohl aus den Augen verlieren, um auf ihre eigne Vergrößerung zu sinnen."

„Ihr kennt Männer, deren unseliger Ruhm nur Uebel auf das Volk gehäuft und den eignen Familien nur den Fluch ihres Namens als Erbtheil gelassen hat. Ihr seht jetzt das Gemälde

der heillosen Regierung Christophe's, der bei seinen Handlungen bloß dem Eigensinne folgte."

„Die Verfassung der Republik, das Werk der Repräsentanten aus allen Departements, hat eine sichere Wehr gegen den Despotismus aufgestellt; wenn sie seit vierzehn Jahren diejenigen beglückt hat, die treu an ihr hingen, so wird sie auch die Wohlfahrt derjenigen befördern, die von Christophe in der Irre herumgeführt worden sind; aber um dahin zu gelangen, ihr Haytier, müssen wir jeder besonderen Anmaßung entsagen, und, verschmähend alle Vortheile, die aus Ränken und Begünstigungen entspringen, unsere Gebühr gemeinschaftlich entrichten."

„Vergessen wir nicht die braven Patrioten, die nie aufgehört haben, gegen den Despotismus zu kämpfen. Auch diejenigen, die bei den letzten Ereignissen dem Volke zur Wiedererlangung der Freiheit geholfen haben, sind der öffentlichen Dankbarkeit werth. Ich bedaure, daß den 18ten dieses Monats Blut geflossen ist; mein Befehl, den ich am 17ten durch einen Expressen nach dem Cap schickte, zur Schonung des jungen Christophe und einiger Offiziere, die sich in der Ausführung barbarischer Machtgebote ausgezeichnet haben, ist nicht zur rechten Zeit eingetroffen."

„Haytier, ich fordere von euch feierlich Vergessenheit des Vergangenen; öffnet eure Herzen dem Zutrauen und eilt, im Einklange mit der Regierung zu handeln, um die Volksunabhängigkeit zu befestigen."

„Der Präsident von Hayti, dem die Sorge

für die öffentliche Ruhe, so wie für's Eigenthum anvertraut ist, wird nichts sparen, um seine Pflicht zu thun. Mögen die Bürger seinem Beispiele folgen und die Wunden des Bürgerkriegs werden bald vernarben!"

„Haytier, laßt uns dem höchsten Wesen danken, das unsere Vereinigung erlaubt hat, laßt uns dasselbe bitten, uns Gedanken des Friedens und der Weisheit einzugeben, damit wir unsern Kindern ein gesichertes Dasein und ein freies und unabhängiges Vaterland zurücklassen. Es lebe die Republik und die Verfassung!"

Die Revolution, welche jetzt das Königreich im Norden mit der Republik des Südens vereinigt hatte, blieb nicht ohne Einfluß auf das Schicksal der spanischen Besitzungen im Osten Hayti's: schon rissen die in dem europäischen Mutterlande vorgefallenen Begebenheiten die Trümmer der Colonie von einer Seite zur andern. Der Aufstand in dem spanischen Amerika und die Erfolge der Independenten entschieden vollends und wohl noch mehr als die Nachbarschaft einer glücklichen, aufblühenden Republik den Untergang der spanischen Macht in diesem Theile der Colonie. Die Symptome ihres bevorstehenden Sturzes hatten sich auf Hayti schon seit dem Ende des Jahres 1821 kundgegeben. In den ersten Monaten 1822 begab sich eine Commission von Notabeln zum Präsidenten Boyer in Port-au-Prince. Bald darauf kam es zu einer Unternehmung gegen den spanischen Antheil. Das dazu verwendete Heer drang ruhig vor und bemächtigte sich ohne Schwert-

schlag aller der Krone Spanien zugehörigen Städte. Die Verfassung der Republik wurde vom Cap Tiburon bis zum Cap Tuzano eingeführt, die ganze Insel bildete von jetzt an nur einen einzigen Staat.

Die ehemaligen Colonisten reizten durch ihre Zurückforderungen die französische Regierung unablässig zu Ansprüchen gegen die Colonie; man wagte sich indessen nicht mehr an ernsthafte Eroberungsgedanken; man beschränkte sich auf Unterhandlungen. Seit der Restauration war kein einziges Jahr verflossen, ohne daß nicht Abgeordnete von beiden Seiten über den Ocean hin und her gekommen wären; aber keine der angeknüpften Unterhandlungen kam zu Stande, weil Frankreich vor der Anerkennung der Unabhängigkeit von Hayti auf die Uebergabe eines militärischen Punktes bestand und die republikanische Regierung bei ihrem Anerbieten einer Entschädigungssumme für die Einlösung der gut oder schlecht begründeten Rechte des Mutterlandes auf die Colonie jede Ausgleichung zurückwies, die nicht eine vollständige Sicherheit gäbe über den thatsächlichen Besitz des Rechts, das zur Anerkennung kommen sollte.

Die letzte dieser fruchtlosen Unterhandlungen fand 1824 Statt; im Anfange des Sommers gingen 3 Commissäre von Hayti nach Frankreich ab, um mit dem Ministerium über die Anerkennung ihrer Regierung in Erörterungen einzugehen. Die ersten Zusammenkünfte zwischen den Sachführern der französischen Regierung und den haytischen Abgeordneten, die man anfänglich nach Strasburg geschickt hatte, um die öffentliche Meinung über

ihre Schritte irre zu leiten, wurden in geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Die haytischen Commissäre schifften sich gegen Ende des August in Havre ein, und den 6. Oktober meldete eine Bekanntmachung des Präsidenten Boyer den geringen Erfolg der übernommenen Bemühungen. Die Bekanntmachung, welche die drohenden Entwürfe Frankreichs durchblicken ließ, beruhigte zugleich die Gemüther hinsichtlich der Besorgnisse, welche der wirkliche Angriff etwa einflößen konnte. Um dieselbe Zeit feierten die auf Hayti wohnenden Engländer durch Feste die unpolitische Maßregel, welche ihnen auf Kosten Frankreichs alle Handelsvortheile auf der reichsten Insel der Antillen zusicherte. Der Präsident hat den Gang verschiedener Unterhandlungen öffentlich 1824 mit einer Kürze und Klarheit auseinander gesetzt, daß sein Bericht mehr als jeder andere gehört zu werden verdient. Er mag selbst reden.

„Alle Völker haben ihre glorreichen und verderblichen Revolutionen gehabt, zufolge der Ursachen, aus welchen jene entsprangen. Die einen haben ihren Glanz politischen Stößen zu verdanken, die andern sind erschüttert worden und dadurch in Verfall gerathen. Diese, zu verderbt, um unter Stürmen die nationale Kraft unversehrt zu bewahren, haben ihre Freiheit verkauft und sich unter eine schmähliche Dienstbarkeit gebeugt; jene im Gegentheil, bewaffnet mit edler Entschlossenheit, haben das Joch der Fremde abgeworfen und sich unabhängig gemacht. Es hat der göttlichen Vorsehung gefallen, uns in die Reihe

der letzteren zu stellen: wir werden beharrlich alle unsere Kräfte aufbieten, um vor der Welt die nicht unzweideutigen Zeichen ihres höchsten Willens zu rechtfertigen."

„Die haytische Nation, siegreich hervorgegangen aus dem Kampfe, worin sie das Bedürfniß der Wiedereroberung ihrer unverjährbaren Rechte verwickelt hatte, aufgeklärt durch die Lehren der Erfahrung, hatte keinen anderen Ehrgeiz, als die Grundlagen ihrer Regierung auf Einrichtungen zu bauen, denjenigen ähnlich, die einem berühmten Volke den Beifall der Welt verdient haben."

„Von dieser Zeit an sah sie ein, daß sie, um der Höhe ihrer Bestimmung entgegenzugehen, den Flor des Ackerbaues begünstigen, die eigne Bildung beschleunigen und den Handel in ihre Häfen herbeirufen müsse. Es wurden demnach alle Völker, die mit unserer Republik in gegenseitiges Verkehr treten wollten, zugelassen und beschützt. Frankreich selbst hatte sich nicht sobald mit dem übrigen Europa ausgesöhnt, dessen Flotten ihm das Meer verschlossen, als es Mittel suchte, an den Vortheilen dieser Verhältnisse Theil zu nehmen. Zu gerecht, um dem Monarchen, der auf den Thron seiner Väter gestiegen war, die Schuld eines seiner Regierung vorhergegangenen Angriffs anzurechnen, ließen wir dem Handel dieser Macht gewähren, aber unter maskirter Flagge. Diese Form der Zulassung war für die allgemeine Sicherheit nothwendig."

„So war die Lage von Hayti, als gegen das Ende des Oktobers 1814 der General Dauxion

Lavaysse, ausgerüstet mit Verhaltungsmaßregeln von Hrn. Malouet, Minister Seiner allerchristlichsten Majestät im Departement des Seewesens, in diesem Hafen landete. Seine Vorschläge waren eben so lächerlich, als das Ziel seiner Schritte treulos. Jene wurden verworfen und das Volk war auf seiner Hut. Es ist wahr, daß Seine allerchristlichste Majestät die Befugniß dieses Geschäftsführers abgelehnt hat; allein es war uns damals erlaubt, Machtschritte für authentisch zu halten, die mit dem Siegel des Ministers versehen waren und die dieser wohl angestanden haben würde, abzuläugnen."

„Zwei Jahre später, in derselben Zeit, als Hayti sich mit der Durchsicht der Grundakte seiner Wiedergeburt beschäftigte, sahen wir auf der Fregatte Flora eine zweite Deputation ankommen, die, obwohl sie unmittelbar von Sr. allerchristlichsten Majestät ausging, dennoch kein besseres Schicksal hatte, weil die Ansprüche noch immer dieselben waren."

„Ungeachtet dieser Versuche, die wohl geeignet waren, in dem Volke Mißtrauen gegen die Entwürfe eines Kabinets zu erregen, welches darauf bestand, die Colonie in den Zustand der Sklaverei zurückzudrücken, genoß der französische Handel darum nicht weniger in seinen Verbindungen mit Hayti eine ununterbrochene, vollkommene Sicherheit."

„Da die Korrespondenz, zu welcher die beiden eben besprochenen Sendungen Anlaß gegeben haben, schon von meinem Vorgänger öffentlich be-

kannt gemacht worden ist, so werde ich mich nicht über diese erste Epoche der diplomatischen Geschäfte zwischen Frankreich und der Republik verbreiten. Es bleibt mir jetzt nur übrig, die Unterhandlungen darzustellen, deren Faden man glaubte mit mir wieder anknüpfen zu können: ich werde die amtlichen Mittheilungen beifügen, die sich darauf beziehen."

„Die Vereinigung des nördlichen Gebietes mit der Republik im Süden rief neue Anträge hervor, die mir Hr. Aubert du Petit-Thouars von Seiten des Staatsrathes Esmangart überbrachte, welcher sich während der Sendung des Vicomte de Fontanges, zu welcher er gehörte, durch Aeußerung liberaler Grundsätze die Achtung der haytischen Regierung erworben hatte. Hr. Aubert kündigte mir an, daß Se. allerchristlichste Majestät sich entschieden hätte, unsere Unabhängigkeit anzuerkennen und sich auf das Recht der Oberlehnsherrlichkeit beschränken wolle, unter Entschädigungen für Abtretung des Gebietes und Eigenthums."

„Meine Antwort war bestimmt, und indem ich selbst den Schatten eines Protektorats ablehnte, willigte ich ein, als das einzige Mittel, das zum Ziele führen konnte, noch einmal das Anerbieten einer vernünftig angesetzten Entschädigung auf die Bahn zu bringen, die mein Vorgänger bereits dem General Lavaysse angeboten, dieser aber beseitigt hatte. Dieser Antrag von meiner Seite wurde in Vergessenheit gestellt, ungeachtet der mir von Hrn. Aubert gegebenen Versicherung, daß man nur mei-

nem Entschlusse entgegensehe, um zur endlichen Entscheidung zu schreiten."

„Es ist bemerkenswerth, daß jedes Ereigniß, welches das Gedeihen der Republik förderte, stracks die Abschickung irgend eines Geschäftsführers nach sich zog, dessen Sendung jedesmal an den Zurücknahmen des französischen Kabinets scheiterte."

„Kaum hatten die Bewohner des Ostens ihren festen Willen erklärt, mit uns nur ein einziges Volk zu bilden und zu dem Ende den Wunsch nach einer Verfassung ausgeführt; so nahte sich mir Hr. Liot mit vertraulichen Noten von Seiten des Marineministers, des Marquis von Clement-Tonnerre. Diese Noten hatten zum Zweck, mich zu einem Formalitätsverfahren zu vermögen: da seine Regierung, so sagte er, fruchtlos die ersten Schritte gethan hätte, so wünsche sie, daß ich meinerseits die Initiative einschlagen möchte."

„Ich hatte nicht vergessen, daß die Sendung des Generals Lavaysse eben so ministeriell, wie die des Hrn. Liot, durch eine förmliche Gegenerklärung war zurückgenommen worden; ich wußte gleicherweise, woran ich mich wegen der Beweggründe des Mißlingens zu halten hatte, das diesem Antrage zum Vorwande diente; um aber einen neuen Beweis meiner versöhnlichen Gesinnungen zu geben und in der Meinung, daß demjenigen, der diese Unterhandlung nachsuchte, die geheime Betreibung derselben angenehm sein würde, glaubte ich sie in keine bessere Hände, als in die des Generals Boyé legen zu können, der seit einiger Zeit hier war."

„Dieser General, der mit Recht meine Achtung und mein Zutrauen besitzt, reiste im Mai 1823 ab, von mir mit Vollmachten versehen, die den endlichen Abschluß eines Handelsvertrags bezweckten, auf der Grundlage der Anerkennung der Unabhängigkeit Hayti's. Es erregt Erstaunen, daß der von dem Herrn Marquis Clermont-Tonnerre zu einer Besprechung mit dem General bestimmte Unterhändler keine hinlänglich ausgedehnte Befugniß gehabt hat, um meine Vorschläge anzunehmen; denn nach allem, was seit 1814 betrieben worden war, mußte das französische Kabinet eine bestimmte Ansicht haben, sowohl von unserm Entschlusse, als von den Forderungen, deren Festhaltung von unserer Seite Frankreich gewärtigen konnte. Wie dem nun auch sein mag, diese Unterhandlung, welche das Ministerium laut aller seiner Wünsche herbeigerufen hatte, scheiterte (wird man es glauben?) an Umtrieben, die man von der Natur und Weise der vom General Boyé vorgeschlagenen Entschädigung hernahm."

„Hr. Esmangard erklärte gegen mich in seinem Briefe vom 27. August und 26. Oktober 1823, wie sehr er es bedaure, daß die dem General Boyé aufgetragene Sendung mißlungen sei; er maß die Ursache davon der Wahl meines Geschäftsführers und dem Unterschiede bei, welchen er zwischen den von mir am 10ten Mai 1821 aufgestellten und den vom General Boyé überreichten Vorschlägen fand. Da er indessen nicht verzweifelte, eine Angelegenheit, die ihm so sehr am Herzen lag, endlich aufs Reine zu brin-

gen, so drang er in mich, einen andern Geschäftsführer zu senden, dem vermöge seiner Stellung das Ergebniß der Unterhandlung nicht gleichgültig sei und der meine ersten Vorschläge wieder aufnähme, indem er mir versicherte, daß die Regierung des Königs, die nur gerechte, gemäßigte, kurz solche Bedingungen verlange, wie ich selbst gewünscht hätte, stets bereit sein würde, auf diese Grundlagen einzugehen, Grundlagen, deren Annahme nach seiner Ansicht nichts gegen sich hätte, die, wie er meinte, alle Ansprüche ausglichen, und denen er ohne Zweifel nicht vermocht hatte, eine Folge zu geben in der kurzen Zwischenzeit, die seit meiner Depesche vom 10. Mai 1821 bis zum Tage der Conferenz mit dem General Boyé, im August 1823 verflossen war."

„Diesen zwei Briefen des Herrn Esmangard folgte bald ein dritter, den er mir den 7. November 1823 schrieb, um mir Hrn. Laujon als einen Mann zu bezeichnen, der sein ganzes Vertrauen habe, und um mir seinen heißen Wunsch zu melden, nächstens zum Abschlusse des Vertrags mitzuwirken, der allen Ungewißheiten ein Ziel setzen sollte. In der That landete auch Hr. Laujon in Port-au-Prince, einige Tage nach der Bekanntmachung meines Zurufs vom letztverflossenen sechsten Januar; er übergab mir eine Note in Form von Verhaltungsvorschriften. Nachdem Hr. Esmangard in dieser Note daran erinnert hatte, daß es nicht in seiner Gewalt gestanden, den Bruch der Brüsseler Unterhandlung

zu hindern, fügte er hinzu, er freue sich des Glaubens, daß ich auf die Maßregeln zurückgehen würde, die ich ihm in der Depesche ausgedrückt hätte, die ihm von Hrn. Aubert zugestellt worden sei. Gestützt auf diese Behauptung, lag mir Hr. Laujon an, mich zur Absendung eines Geschäftsführers nach Frankreich zu bestimmen, indem er mir betheuerte, daß die Regierung des Königs von diesem Schritte die Form der Unabhängigkeitserklärung von Hayti abhängig mache, nach den Grundlagen vom 10. Mai 1821."

„So viel Beharrlichkeit von Seiten des Hrn. Esmangard, im Verfolgen des großen Beendigungswerkes, bestimmte mich, ihm auf seinen letzten Brief durch eine Depesche vom 4. Februar 1824 zu antworten und ihm zu melden, daß ich, willfahrend dem Wunsche seiner Regierung, zu dem Ende eine Botschaft mit den nöthigen Vollmachten nach Frankreich senden würde. Demzufolge schifften sich den ersten letztverflossenen Mai die Bürger Larose, Senator, und Rouanez, Regierungsnotar am Bord der Handelsbrigg Julius Thales ein, versehen mit meinem Beglaubigungsschreiben vom 28. April 1824 und mit meinen Verhaltungsmaßregeln von demselben Datum, die jeden Zweifel abschnitten über die Bedingungspunkte des Vertrags, den jene abschließen sollten, so wie über die unerläßliche Form einer Anerkennung, und zwar kraft königlicher Verordnung, unserer unbedingten Unabhängigkeit von jeder fremden Herrschaft, von jeder Art von Oberlehnsherrlichkeit, selbst von jedem Schutze irgend einer Macht, kurz, jener Un-

abhängigkeit, in deren Genusse wir seit zwanzig Jahren sind."

„Ich stand nicht an, zu glauben, daß ich mir zu der Absendung der Bürger Larose und Rouanez Glück wünschen dürfe; noch waren sie nicht an ihrem Bestimmungsorte angekommen, als ich nacheinander durch verschiedene Fahrzeuge zehn Briefe erhielt, in welchen die Herren Esmangard und Laujon mir ihre Ungeduld erklärten wegen des Ausbleibens der Person, die meine Vorschläge überbringen sollte. Aber durch ein unbegreifliches Mißgeschick, welches die französische Regierung immer wieder von der Annäherung ablenkt, die sie unausgesetzt thätig zu wünschen scheint; durch ein System von Winkelzügen, das ihr nicht erlaubt, im Augenblicke des Abschlusses bereits eingegangene Vorschläge anzunehmen, oder welches dieselbe auf Ansprüche zurückbringt, die sie aufgegeben hatte, um sich eine Gelegenheit zu verschaffen, die Vollmacht meiner Geschäftsführer als unzulänglich zu bezeichnen, blieb die Sendung der Bürger Larose und Rouanez gleich den vorhergehenden ohne Ergebniß. Sie sahen sich also in die Nothwendigkeit versetzt, ihre Pässe zur Rückkehr in die Republik zu fordern; sie sind bei uns den 4ten dieses Monats angekommen."

„Ihr Verhalten hat meiner Erwartung entsprochen. Es wird, wie ich nicht daran zweifle, auch die Billigung des Volks erhalten. Die mir abgelegte Rechenschaft soll den offiziellen Aktenstücken angehängt werden, die ich angekündigt habe."

„Hier ist die Auseinandersetzung von Thatsachen,

die ich dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung übergebe. Hayti wird im Stande sein, zu beurtheilen, ob seine erste Obrigkeit das ihr von derselben zugewandte Vertrauen gerechtfertigt hat, nicht weniger die Welt, auf welcher Seite Redlichkeit war. Ich beschränke mich auf die Erklärung, daß die Haytier nie von ihrem ruhmvollen Entschlusse abweichen werden. Sie werden mit Festigkeit den Ausgang der Begebenheiten abwarten; und sollten sie noch einmal in die Lage kommen, einen ungerechten Angriff zurücktreiben zu müssen, so wird die Welt auch noch einmal Zeuge sein ihrer Begeisterung und ihrer Thatkraft in Vertheidigung der Volksunabhängigkeit."

„Nationpalast von Port-au-Prince, den 18. Oktbr. 1824, im 21. Jahre der Unabhängigkeit Hayti's.

„Boyer,
als Präsident.

Der Generalsekretär
B. Inginac."

Die Unterhandlungen waren sonach gänzlich abgebrochen, als im August 1825 eine telegraphische von Brest datirte Depesche ankündigte, daß die Unabhängigkeit Hayti's von Frankreich anerkannt sei, und daß die Regierungsbehörden mit Ehrerbietung und Dankbarkeit die Verordnung Sr. Majestät Karls X. entgegen genommen hätten, durch welche der König seinen Rechten auf Hayti gegen eine Entschädigung von 150 Millionen Franken entsage, die unter sämmtliche entgüterte Colonisten ver-

theilt werden sollten. Diese Begebenheit lebt noch in einem zu frischen Andenken, daß die nähern Umstände derselben nicht von einem besonderen Interesse sein dürften. Die amtliche Zeitung von Hayti läßt sich darüber folgendermaßen aus:

Sonntags den dritten Julius, 10 Uhr Vormittags, zeigte die Schiffswache die Signale einer Fregatte und zweier Fahrzeuge an. Man war weit von dem Gedanken entfernt, sie für Schiffe Sr. allerchristlichsten Majestät zu halten. Um zwei Uhr Nachmittags ankerten sie auf der großen Rhede, und nun erkannte man in den Fahrzeugen eine Fregatte, eine Brigg und eine Goelette unter französischer Flagge; am Fockmaste wehte die haytische Flagge. Der Oberst Boisblanc, der die Aufsicht über die Bewegungen im Hafen führt, begab sich ans Ufer und traf ein Fregattenboot mit der Parlementairsflagge, in welchem ein Offizier war als Ueberbringer von Depeschen für die Regierung. Der Oberst Boisblanc nahm die Papiere, und das Boot kehrte gegen die Fregatte zurück. Nach dem Empfange dieser Papiere ließ Se. Excellenz, der Präsident von Hayti, den Brigadegeneral und Generalsekretär Inginac rufen und gab ihm den Auftrag, auf den Brief zu antworten, den Herr Baron Mackau, Schiffskapitän und Befehlshaber der Fregatte Circe, an dieselben gerichtet hatte, des Inhalts, daß er von Sr. allerchristlichsten Majestät bei der haytischen Regierung mit einer durchaus friedlichen Sendung beauftragt sei, von welcher er für das Land die größten Vortheile hoffe. Der Generalsekretär ließ noch denselben

Abend durch einen seiner Adjutanten dem Herrn Baron Mackau am Bord der Fregatte Antwort zukommen. Er meldete ihm schriftlich, daß er mit aller der Achtung empfangen werden würde, die man dem Monarchen schuldig sei, der ihn abgesandt habe. Es wurden augenblicklich Befehle gegeben für die Aufnahme des Hrn. Baron Mackau und seines Gefolges. Den folgenden Tag, den vierten des laufenden Monats, stieg der geehrte Abgesandte Sr. allerchristlichsten Majestät ans Land und fuhr hierauf in das Hôtel des Generalsekretärs, von wo sich der Herr Baron nach einer mehr als zweistündigen Besprechung mit Letzterem in die Zimmer zurückzog, die für ihn bestimmt waren. Sobald als der Generalsekretär Sr. Excellenz Bericht abgestattet hatte über die Unterredung mit dem Hrn. Baron, ernannte der Hr. Präsident drei Commissäre (den Obersten Frémont, den Senator Rouanez und den Generalsekretär), um Kenntniß von der Sendung des Hrn. Baron einzuziehen, und mit ihm über den großen Gegenstand, die Anerkennung der Unabhängigkeit Hayti's, zu unterhandeln. Die Herren Commissäre und der Herr Abgesandte hatten den 4ten des Abends eine Conferenz, welche mehrere Stunden dauerte, und den 5ten schritten sie gegen Mittag zu einer neuen, die sich bis 4 Uhr Nachmittags verzog. In diesen beiden Conferenzen würden die Interessen der zwei Regierungen von beiden Seiten mit Ergebenheit und Vaterlandsliebe vertheidigt. Den Abend desselben Tages hatte Se. Excellenz, der Präsident von Hayti, die erste Unterredung mit dem Herrn

Baron Mackau. Den 7ten berief Se. Excellenz um Mittag im Nationalpalaste den Staatssekretär, den Großrichter, den Generalsekretär, die in der Hauptstadt anwesenden Senatoren und Generale, den Generalschatzmeister, den Dekan des Cassationstribunals und verschiedene bürgerliche und militärische Beamten zusammen, um ihre Meinung über die gemachten Anträge zu ermitteln. Denselben Abend kam es zwischen ihm und dem Herrn Baron von Mackau zu einer neuen Conferenz. Den 8ten meldete Se. Excellenz, der Präsident von Hayti, dem Herrn Baron in einem Briefe, daß die Regierung der Republik, zufolge der von ihm gegebenen Erklärungen, die königliche Verordnung annehme, welche unter gewissen Bedingungen die volle und gänzliche Unabhängigkeit der haytischen Regierung anerkenne. Sogleich wurde die Brigg le Rusé, unter den Befehlen des Fregattenkapitäns Luneau, zu der in unsern Gewässern befindlichen Flotte abgefertigt, welche die Contre-Admirale Jurieu de la Gravière und Grivel befehligten, um ihnen den Abschluß der Unterhandlungen anzukündigen, und den Abend desselben Tages wurde die Goelette Sr. allerchristlichsten Majestät, genannt la Bearnaise, unter den Befehlen des Schiffslieutenants Derville nach Frankreich abgeschickt, um die Nachricht der endlichen Ausgleichung hinzufördern.

Jetzt kam es zum Beschlusse über die Förmlichkeit des Gutheißens und der Annahme der Verordnung im Senate an dem festgesetzten 11ten des Monats.

Als am 11ten zu der angezeigten Stunde Herr

Baron Mackau und die Herren Admiräle und Offiziere der Eskadre vor dem Hafen sich ans Land begeben hatten, in der Ordnung, welche die Ergänzung zum Programm festsetzte, begrüßt von dem General Thomas und den Generalen in seiner Begleitung, ging der Zug vom Quai ab, um sich in den Senat zu verfügen, wo der eingetretene Herr Baron Mackau das Wort nahm und folgende Rede sprach:

„Meine Herren vom Senate,

„Der König hat mir befohlen, zu Ihnen zu kommen und Ihnen in seinem Namen den edelmüthigsten Vertrag anzubieten, den die gegenwärtige Epoche als Beispiel aufstellt. Sie werden, meine Herren, in demselben finden, daß der königliche Gedanke Sr. Majestät sich nicht weniger auf den ungewissen Zustand der Haytier, als auf die Interessen seiner eigenen Unterthanen gerichtet hat."

„Ohne Zweifel haben die hohen Tugenden Ihres Präsidenten, meine Herren, das Interesse eines Prinzen, der zugleich der Stolz seines Vaters und Frankreichs ist, einen großen Einfluß auf den Entschluß Sr. Majestät ausgeübt! Doch es reichte hin, daß eine Gelegenheit vorhanden war, Gutes zu thun, und ein Verein von Menschen, um das Herz Karls X. zur lebhaften Theilnahme zu bewegen."

„Gott wird, meine Herren, diese aufrichtige und große Versöhnung segnen, er wird erlauben, daß sie anderen Staaten zum Beispiel dient, die noch von Uebeln zerrissen werden, über welche die Menschheit seufzt."

„Auch ist uns die Hoffnung verstattet, daß wir in der neuen wie in der alten Welt alle Herzen offen finden werden für diese Liebe, die uns unsere Väter vermachten, von denen sie unsere entfernteste Nachkommenschaft gegen diese erhabene Dynastie Frankreichs erben wird, die, nachdem sie das Glück unseres Landes entschieden hat, auch die Wohlfahrt dieses neuen Staates hat gründen wollen."

Hierauf legte er die königliche Verordnung auf die Tafel des Präsidenten des Senats nieder.

Der Präsident des Senats erhob sich und antwortete dem Herrn Baron Mackau folgendermaßen:

„Mein Herr Baron,

„Wir empfangen mit Verehrung die Verordnung Sr. allerchristlichsten Majestät, vermöge welcher die Anerkennung der Unabhängigkeit Hayti's förmlich ausgesprochen ist und deren feierliche Akte zu überreichen Sie beauftragt worden sind."

„Es gebührte einem Sprößlinge des edlen und alten Geschlechts der Bourbons, auf das Werk unserer Wiedergeburt das Siegel zu drücken: nach so mühseligen und grausamen Drangsalen hat endlich Karl X., der verdientermaßen der allerchristlichste heißt, das erworbene Recht anerkannt, und beruft diese junge Nation, Platz zu nehmen unter den alten Völkern."

„Danken wir dem Ewigen. Ruhm dem erhabenen Monarchen, der, Lorbeeren verschmähend, die Blut beflecken würde, das Antlitz Sr. Majestät lieber mit dem Oelzweige des Friedens kränzen wollte!"

„Vereinigen wir unsere Wünsche, um seinen

vielgeliebten Sohn zu segnen, dessen Stimme der Ruf durch Verkündigung von Tugenden bis zu uns hat herüber schallen lassen."

„Wünschen wir dem Herrn Baron Mackau Glück, daß er seine ehrenvolle Sendung so würdig erfüllt hat; der Name seines Monarchen, der des Dauphin und sein eigener werden mit unauslöschlichen Zügen in den Jahrbüchern Hayti's verzeichnet bleiben."

Nach dieser Anrede las einer der Staatssekretäre laut und vernehmlich die königliche Verordnung vom letztverflossenen 17ten April vor, welche die volle und gänzliche Unabhängigkeit Hayti's anerkennt. Darauf wurde dieser feierliche Akt in die Register des Senats eingetragen und einer Commission aus den Senatoren, Daumec, Pitre und Rouanez übergeben zur Beförderung an den Präsidenten von Hayti. Die Freudenrufe: Es lebe Karl X.! der Dauphin Frankreichs! Frankreich! Hayti! der Präsident von Hayti! die Unabhängigkeit! hallten von allen Seiten des Saales wieder; nach der öffentlichen Genehmigung der königlichen Verordnung wurde die Sitzung aufgehoben und der Zug begab sich in den Palast der Nation. Am Fuße der Treppe wurde der Abgesandte Sr. Majestät, die Herren Admirale und die Deputation des Senats von dem Contreadmiral Panayoti, Generaloffizier im Dienste des Palastes, empfangen und von den diensthabenden Adjutanten in den Generalsaal geführt, wo sich Se. Excellenz der Präsident von Hayti befand, umgeben von den großen Reichsbeamten. Nach den gegenseitigen Höflichkeitser-

weisen, und als die vornehmsten Personen des Zuges auf den für sie bestimmten Lehnstühlen Platz genommen hatten, erhob sich der Senator Daumec, der die königliche Verordnung, eingelegt in eine prächtige sammetne Kapsel, in Händen hielt und eine den Umständen angemessene Rede sprach. Hierauf nahm seine Excellenz folgendermaßen das Wort:

„Wie süß ist es für mein Herz, bei der feierlichen Annahme der Verordnung Sr. Majestät Karls X., die förmlich die volle und gänzliche Unabhängigkeit der haytischen Regierung anerkennt, die Freilassung eines Volkes versiegelt zu sehen, das durch seinen Muth und seinen Entschluß die Schicksale verdient, welche ihm die Vorsehung aufbewahrte; eines Volkes, an dessen Spitze berufen zu sein mir so hochrühmlich ist!"

„Wenn die Haytier durch ihre Standhaftigkeit und Rechtlichkeit die Achtung der Unparteiischen unter allen Nationen verdient haben, so gebührt es sich, hier eine glänzende Huldigung dem unsterblichen Ruhme darzubringen, welchen durch diesen denkwürdigen Akt der Monarch Frankreichs der Verherrlichung seiner Regierung hinzufügt: Möge das Leben dieses Machthabers zum Wohle der Menschheit lang und glücklich sein!"

„Seit zwanzig Jahren erneuern wir jedes Jahr den Eid, unabhängig zu leben und zu sterben; künftig werden wir einen für unser Herz theuren Wunsch hinzusetzen, den der Himmel hören wird: daß gegenseitig vertrauensvoller und gerader Sinn für immer die Uebereinstimmung befestigen mögen,

die sich zwischen den Franzosen und Haytiern gebildet hat."

Der Herr Baron Mackau stand auf und wendete sich an Se. Excellenz, den Präsidenten von Hayti, mit folgenden Worten:

„Mein Herr Präsident,

„Der König wußte, daß in einem fernen Lande, das sonst von seinen Staaten abhängig war, ein berühmtes Regierungshaupt lebe, das seinen Einfluß und sein Ansehen nur braucht, das Unglück zu mildern, den Krieg nutzloser Strenge zu entheben und besonders die Franzosen mit seinem Schutze zu bedecken."

„Der König hat mir gesagt, gehen Sie zu diesem berühmten Manne, bieten Sie ihm Frieden an, für sein Land, für Segen und Glück. Ich habe gehorcht; ich habe das Regierungshaupt gefunden, welches mir mein König bezeichnete, und Hayti hat unter den unabhängigen Nationen seinen Rang eingenommen."

Der Herr Präsident nahm hierauf noch einmal folgendermaßen das Wort:

„Mein Herr Baron,

„Meine Seele ist bewegt bei dem Ausdrucke der eben geäußerten Gesinnungen. Es ist mir rühmlich und zugleich genugthuend, dasjenige zu vernehmen, was Sie mir bei dieser ernsten Feierlichkeit von Seiten Sr. Majestät des Königs von Frankreich erklären. Alles, was ich gethan habe, ist nur das Ergebniß der festen Grundsätze, die nie wechseln werden."

„Ich empfinde eine wahrhafte Zufriedenheit, unter diesen Umständen Ihnen bezeugen zu können,

wie sehr ich mir zu der Gunst des Standpunktes Glück wünsche, der mich die ehrenvollen Eigenschaften hat schätzen lehren, welche Sie auszeichnen."

Nach dem Schlusse dieser Anrede trug der Präsident dem Staatssekretär auf, die Verordnung Sr. Majestät vorzulegen und hierauf die an den Herrn Baron von Mackau ausgestellte Bescheinigung über die Zustellung der von ihm überbrachten königlichen Verordnung. Nach Annahme dieser Bescheinigung wurde das verabredete Zeichen gegeben, und unmittelbar darauf salutirten die Schiffe der französischen Eskadre vor dem Hafen die haytische Flagge als eine solche, die einer unabhängigen Nation angehört. Sogleich salutirte auch das Fort Alexander, alle Forts der Linie und die Küstenwachen auf der Rhede die königliche Flagge Frankreichs unter den schon oben angeführten Freudenrufen.

Der Zug begab sich in die Stadtkirche, um daselbst das Te Deum anstimmen zu hören.

Die ofterwähnte königliche Verordnung lautet nach ihrem wörtlichen Inhalte:

„Karl u. s. w."

Nach Ansicht des 14ten und 17ten Artikels der Charte:

„gesonnen, für dasjenige zu sorgen, was das Interesse des Handels, die Unfälle der ehemaligen Colonisten und der ungewisse Zustand der gegenwärtigen Inselbewohner in Anspruch nehmen,

haben wir verordnet und verordnen Folgendes:

„Die Häfen des französischen Theils von St. Domingo werden dem Handel aller Völker offen stehen."

„Die in diesen Häfen erhobenen Gebühren, sowohl von den Fahrzeugen als von den Waaren, sowohl bei der Einfahrt als beim Abgange, werden für alle Flaggen gleich und übereinstimmend sein, mit Ausnahme der französischen Flagge, die als Begünstigung nur die Hälfte dieser Gebühren entrichten wird."

„Die gegenwärtigen Einwohner des französischen Theils von St. Domingo werden an die Kasse der Depots und Niederlagen Frankreichs in fünf gleichen Zeiträumen von Jahr zu Jahr, so daß der erste auf den 31sten Decbr. 1825 fällt, die Summe von 150 Millionen Franken abliefern, zur Entschädigung der ehemaligen Colonisten, welche eine Schadloshaltung fordern."

„Wir gewähren unter diesen Bedingungen durch gegenwärtige Verordnung den jetzigen Einwohnern des französischen Theils von St. Domingo die volle und gänzliche Freiheit ihrer Regierung."

„Die gegenwärtige Verordnung soll unter dem großen Siegel ausgefertigt werden."

„Gegeben in Paris im Schlosse der Tuilerien, den 17. April im Jahre der Gnade 1825 und im ersten unserer Regierung."

Karl.

Man hat diese Verordnung verschieden beurtheilt, man hat die Zulänglichkeit der Gewalt in Frage gezogen, aus welcher sie hergeflossen ist: man hat sie als unzeitig dargestellt und besonders als ein böses Beispiel für die Inselkolonien, Nachbarn einer schwarzen, wie ein Leuchtthurm errichteten Republik, auf einem Meere, das überall von Wohn-

plätzen schwarzer Sklaven besäet ist. Es soll hier nicht untersucht werden, ob es für die Angelegenheiten der Menschheit und vielleicht selbst der Politik besser gewesen wäre, wenn man das entgegengesetzte Beispiel aufgestellt und die Neger unter die Ruthe der Zwingherren zurückgeführt hätte, um die Wiederherstellung des Negerhandels und die Ewigkeit der Sklaverei einzuweihen; es bleibe ebenfalls unerörtert, ob in rechtlicher Hinsicht die gegenwärtigen Einwohner des alten St. Domingo den verdrängten Colonisten mehr schuldig sind, als diese selbst den Spaniern vor dem Landesabtritte, vermöge des Ryßwicker Friedens schuldig zu sein glaubten; es sei gleichfalls dahingestellt, ob die zahllosen Gräuelthaten der entfesselten Sklaven nicht mit Wucher vergolten worden sind, während der Besitznahme Rochambeau's und seiner Doggen, die er mit Menschenfleisch nährte: es genügt an der lauten Anerkennung, daß die den 8ten Julius in Port-au-Prince öffentlich zugesagte Unabhängigkeit Hayti's in der Politik einen großen Schritt bezeichnet, einen bedeutenden Sieg über noch mächtige Vorurtheile und eine weite Laufbahn, die sich für die Zukunft in den beiden Welten der Gesittung öffnet. Es war ohne Zweifel zu wünschen, daß man eine eitele Etikette vergessen und daß die französische Regierung auf einem geraden Wege nicht den Schein angenommen hätte, zu geben, was sie nicht besaß, und zu belohnen, als es unterhandelte. Diese diplomatischen Formen, die Ueberbleibsel glücklich vergessener Gebräuche werden bald unter ihrer eigenen Last zusammensinken, man darf nicht

zweifeln daran. Das junge Amerika hat gegenwärtig auch seine Diplomatik. Seit Kurzem hat die neue Welt von der alten Welt mit Gutem und Bösen beschenkt, derselben auch viel gelehrt und zurückgegeben.

Die Geschichte Hayti's findet für jetzt den natürlichsten Abschluß mit der anerkannten Unabhängigkeit der Insel. In dem Maaße, als man sich der Zeit nähert, wo man schreibt, lassen sich Menschen und Begebenheiten weniger gültig beurtheilen, und es ist unklug, bei Allem, was der gegenwärtige Augenblick hervorbringt, mehr als die einfache Darstellung der Thatsachen geben zu wollen.

E n d e.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Philippi, Karl Ferdinand,

Geschichte der vereinigten Freistaaten von Nordamerika

Bd.: 3

Dresden 1826

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Mda 41-11,1.2.3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11349133-7